



FRAUMÜNSTER – PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

18. September 2005

Hundertfach, sechzigfach, dreissigfach

An jenem Tag verliess Jesus das Haus und setzte sich an den See. Und es versammelte sich viel Volk um ihn, so dass er in ein Boot stieg und sich setzte; und die ganze Menge stand am Ufer. Und er sagte ihnen vieles in Gleichnissen: Siehe, der Sämann ging aus zu säen. Und beim Säen fiel etliches auf den Weg; und die Vögel kamen und frassen es auf. Anderes fiel auf felsigen Boden, wo es nicht viel Erde fand, und ging sogleich auf, weil die Erde nicht tief genug war. Als aber die Sonne aufging, wurde es versengt, und weil es keine Wurzeln hatte, verdorrte es. Anderes fiel unter die Dornen, und die Dornen schossen auf und erstickten es. Wieder anderes fiel auf guten Boden und brachte Frucht: das eine hundertfach, das andere sechzigfach, das dritte dreissigfach.

Wer Ohren hat, der höre!

Evangelium nach Matthäus 13.1-8

Liebe Gemeinde

Auf eine wunderliche Weise steht der eidgenössische Dank-, Buss- und Betttag in unserer politischen und geistigen Landschaft, fast wie ein Findling aus alten Zeiten, der da einsam im Gelände steht. Aber auch wenn man weiss, dass in einem religiös neutralen, pluralistischen Staat weder Dankbarkeit noch Busse und auch das Gebet nicht verordnet werden können, so finde ich es doch gut, dass es einen solchen Tag gibt. Denn er schafft doch wenigstens den Raum für ein gemeinsames Innehalten, für ein ruhiges Zurückschauen und ein Nachvorneblicken, und zwar ein Nachdenken über unsere Gesellschaft und Kultur, das jenseits oder über den Konfessionen und religiösen Bekenntnissen liegt.

I

Die Wurzeln dieser Feier reichen bis ins Mittelalter zurück, als man mit öffentlicher Busse auf Notzeiten, bittere Katastrophen und Kriege reagierte. Auch in den Reformationskirchen hat man dann nach Pestepidemien oder Teuerungen monatliche Buss- und Bettage festgesetzt, oftmals verbunden mit Kollekten für Glaubensgenossen in Not, so etwa jene für die Waldenser im Jahr 1655. Man wollte damit ein dankbares Zeichen setzen nach der Überwindung eigener Not. Der erste für Katholiken und Reformierte gemeinsame Betttag wurde von der eidgenössischen Tagsatzung im Juli 1796 beschlossen, eine Reaktion auf die französische Revolution; 1832 erst ist der jährliche Feiertag auf den dritten Sonntag im September gesetzt worden.

Gut ist es, dass es einen solchen Tag gibt, denn alle Krisen und Katastrophen bergen ein Potential an Gewalt in sich, weil Angst herrscht, und weil Angst immer irgendwelche Schuldigen ausmachen will. Um wie viel besser ist da ein solcher Feiertag, an dem man gemeinsam innehält, um in sich zu gehen und also nicht bei den anderen die Schuld zu finden versucht, sondern bei sich selber anfängt, um

die Probleme wahrzunehmen. Und dann mit den anderen zusammen darüber nachdenkt, wie man sie gemeinsam angehen und lösen könnte.

II

Das heutige Bibelwort, das Gleichnis von der vierfachen Saat, gibt uns auf eine gute Weise Gelegenheit, über uns und unsere Kultur nachzudenken. Denn es kommt nicht von ungefähr, dass im lateinischen Wort Kultur das Anbauen, Pflegen, Hegen drinsteckt – eine ganze Bildwelt des Gartens und Umgangs mit der Natur. Nun ist ein Garten nicht etwas, was über Nacht konstruiert und zusammengesetzt werden kann. Man muss die örtlichen Gegebenheiten, den Boden, das Klima beachten, man muss den Grund vorbereiten, die Pflanzen und Sträucher aussuchen, man muss zum richtigen Zeitpunkt säen und jäten und auch giessen, wenns nötig ist. Und schliesslich muss man dann auch da sein, wenn die Früchte des Feldes und der Bäume reif sind. Und so ist eben auch eine Kultur etwas, was lebt, was langwieriger Mitarbeit bedarf, eine Kultur kann man nicht einfach konstruieren wie eine Maschine, obwohl manche Kulturpolitiker meinen, das könne man... Eine Kultur lebt eben vor allem von Inhalten und inhaltsgeprägten Bildern und Leitbegriffen und Emotionen, und deshalb ist die Frage so entscheidend: Was genau säen wir? Wie bearbeiten wir den geistigen und kulturellen Boden, und jäten wir auch? Oder haben wir einen Kulturbegriff, der jegliches Jäten für moralisch verwerflich hält, weil doch jedes Pflänzchen eine eigene Schönheit habe?

Ja, und nun könnten wir tatsächlich mit der kulturkritischen Frage - Was wird heutzutage denn alles gesät? – losziehen und uns umsehen: Welche Bilder und Geschichten dominieren unsere Kultur? Wenn wir das tun wollten, so entstünde, für mich zumindest, ein irritierendes Bild. Wir haben zwar eine eindruckliche Vielfalt kultureller Schöpfungen und eine herrliche Bildervielfalt. Aber wenn wir auf die Hauptkräfte schauen, welche unseren kulturellen Geschichten und Bilder prägen, also auf die Fernseh- und die Filmwelt sowie auf die Werbung, so dominieren Gewaltbilder und Sexualität in einer Weise, wie das noch in keiner früheren Kultur der Fall war. Natürlich gibt es auch hier Experten, die uns weismachen wollen, der Gewaltkonsum im Fernsehen und in Filmen sei harmlos, das würden Untersuchungen zeigen. Aber oftmals haben diese Experten ein Menschenbild, das eher vom Dampfkochtopf inspiriert ist als von lebendigen Menschen: Da ist dann von Abreagieren die Rede, vom notwendigen Dampf ablassen, von libidinösen Energien und Quanten, die sich aufbauen und verschoben werden. Aber wer glaubt wirklich, dass das unablässige Anschauen von Gewaltszenen eine Seele unberührt lässt und nicht doch prägt? Und wer glaubt im Ernst, dass die aggressive Präsenz von Sexualität in der Werbung und im Internet einfach harmlos seien? Dass das Bild der Frauen und der Blick der Männer dadurch nicht verändert würden? Wer glaubt, dass das Auftauchen des Pornographischen nicht mit den verhängnisvollen Formen von Süchtigkeit im Sexuellen im Zusammenhang stehen?

III

Vielleicht, liebe Gemeinde, sind solche Fragen ja auch sinnvoll und zulässig an einem Bet- und Busstag – und doch: Gerade damit würden wir vermutlich mehr auf andere starren als uns selber kritisch betrachten, und damit den Sinn des Bettages verfehlen. Und vermutlich wären wir dann auch mehr von diesen Formen des Dunklen und Bösen fasziniert, als wir selber zugeben wollen.

Vor allem aber: Wenn wir unseren Bibeltext genau ansehen, so spricht das Gleichnis nicht davon, dass und was *wir* Menschen säen. Es spricht nicht von unserer problematischen Saaten, etwa von diesen starken und abhängig machenden Faszination der Gewalt und der Sexualität, nichts davon. Wenn wir dieses Gleichnis im Zusammenhang lesen, und wenn wir dann auch noch die Deutung miteinbeziehen, die Jesus selbst auf die Nachfrage seiner Jünger gegeben hat, so erkennen wir: Jesus spricht in diesem Gleichnis davon, dass und wie *Gottes Wort* präsent ist und wie es wirkt, wie es aufgenommen wird und auf welchen Boden es fällt.

In grossartiger Souveränität wird offensichtlich einfach angenommen, das wirklich *entscheidende Geschehen*, das hier wirklich Interessierende sei, dass das göttliche Wort wie ein guter Same konstant ausgestreut wird und präsent ist und wirkt und wächst. Das allein ist nach diesem Gleichnis so zentral und wichtig, dass wir die Irritationen über die problematischen Säeversuche von uns Menschen, über die kulturellen Schief lagen und Probleme zuerst einmal getrost beiseitelassen können. Wichtiger und fruchtbarer also ist es, dieses Positive wirklich wahrzunehmen und anzunehmen. Ja, und davon scheint dieses Gleichnis mit kecker Selbstverständlichkeit auszugehen, dass jede und jeder von uns einen Keim von Erfahrung, einen Zipfel von Wissen und Ahnung davon hat, was dieses göttliche Wort ist! Und ist es nicht so: Hat nicht jeder von uns solche Erfahrungen? Wie nämlich die Begegnung mit dem Göttlichen uns verändert und befreit, uns aus Verstrickungen löst und uns untereinander versöhnt. Das kann in einem Wort aus der Bibel geschehen, in der Begegnung mit einem Menschen, im einsamen Gebet oder – warum nicht? – in einem Sonntagsgottesdienst. Ja, diese Erfahrungen, und seien es noch so feine Zipfel und Lichter im täglichen Leben, sind interessanter und wichtiger als alles andere, sagt uns das Gleichnis. Wenden wir uns besser diesem Positiven zu, als auf das Negative fixiert zu bleiben. Denn von diesem Positiven her wird das Negative überwunden werden.

Und wenn wir uns am heutigen Bettag fragen, was wir als christliche Kirchen für unsere Gesellschaft und für unsere Kultur positiv beizutragen haben, so ist es zuerst wirklich dies: Dass wir von der Präsenz und Wirksamkeit des göttlichen Wortes reden, dass wir uns nicht verstecken oder in allerlei Geschäftigkeit wichtig zu machen suchen; und dass unsere Gottesdienste am Sonntag, aber eben auch unser Leben als Christen im Alltag etwas davon durchscheinen lässt: Gott ist nicht ein fernes Gerücht, sondern eine lebendige, geistige Realität. Er spricht uns an und verändert unser Leben.

Das ist freilich schneller gesagt als wirklich gelebt. Und von diesen Schwierigkeiten spricht nun unser Gleichnis mit ebenso klarer Bildsprache, eine Anleitung zur selbstkritischen Besinnung: Was für einen Boden bieten wir mit unseren Herzen, mit unserem Leben für dieses göttliche Saatgut? Kann es sich entfalten, kann es leben und Frucht bringen?

IV

Das Gleichnis erzählt von vier Möglichkeiten, ich lese sie als eine kleine Checkliste zur Selbstbesinnung:

Wenn dieser gute Samen auf den Weg fällt, auf die hartgetrampelten, breiten Pfade, wo einer dem anderen nachrennt und mit Ellenbogen schubst und so

meint, weiterzukommen, dann hat dieses Wort wenig Chancen, es kann gar nicht eindringen, es bleibt liegen, wird als schnelles religiöses Konsumgut missverstanden und von den Vögeln aufgefressen...

Wenn es, zweitens, auf felsigen Boden fällt, der es zwar aufnimmt, aber nicht wirklich eine tiefere Schicht Humus vorfindet, dann blüht es zwar schnell auf, aber es kann sich nicht entwickeln und verdorrt bald. In diesem zweiten Bild finde ich die stärkste Anfrage an unsere christlichen Kirchen: Schaffen wir es noch, eine Gemeinde und Gemeinschaft zu bilden, einen guten Boden, der über die Gottesdienste am Sonntag hinausreicht, in den Alltag hinein, in ein gegenseitiges Wahrnehmen und Unterstützen?

Der unter die Dornen gefallene und erstickte Same, das dritte Bild also, führt uns zu der vorhin gestellten Frage nach den zerstörerischen Elementen in unserer Kultur zurück: die Fragen nach der Faszination der Gewalt, die Beunruhigung über eine Sexualisierung unserer Kultur, die nichts mehr mit der notwendigen Befreiung von Verklemmtheit zu tun hat. Das sind Fragen, die wir wirklich ernstnehmen sollten, denn sie betreffen auch jeden einzelnen von uns und das Leben unserer Gemeinden ganz direkt. Aber wir werden sie nicht mit negativer Kulturkritik, mit pessimistischen Bildern vom Untergang des Abendlandes beantworten können. Sondern nur mit positiven Gegenbildern.

Und darauf zielt nun dieses Gleichnis, davon erzählt es in unserem vierten Bild mit grosser Intensität: Es gibt diesen guten Boden, und es gibt die Beispiele von Menschen, von Gemeinden und Gemeinschaften, in denen es hundertfach, sechzigfach oder dreissigfach Frucht bringt.

V

Und am liebsten möchte ich Sie nun auf eine Reise durch die Kulturgeschichte des Christentums mitnehmen, die mit einer gewissen Unverschämtheit die dunklen und problematischen Züge unserer Kirchengeschichte, die es zur Genüge gibt, für einmal ausblendete, um nur die guten Beispiele zu studieren! Da würden wir damit beginnen, uns den Mut und die Leistung der ersten Missionare in der römischen Welt zu vergegenwärtigen, die ihre ganze Kraft und oftmals ihr Leben eingesetzt haben, um die Botschaft des Evangeliums zu verkünden. Dann kämen wir zu den Mönchsorden, die in einer zusammenbrechenden, untergehenden Welt nicht nur die Kultur der jüdisch-christlichen, sondern auch diejenige der griechisch-römischen Welt gepflegt und gerettet haben. Später zur reformatorischen Bewegung, welche die Verquickung von Religion, Macht und Geschäft als verhängnisvolle Sache erkannte und unsere Kirche nach Gottes Wort allein reformierte. Dann zu jenen Vordenkern der christlichen Sozialethik im 19. Jahrhundert, die mithalfen, die Grundlagen für unseren Sozialstaat zu schaffen. Und schliesslich kämen wir in dieser Geschichte der dreissig-, sechzig- und hundertfachen Wirksamkeit des göttlichen Wortes zu Dietrich Bonhoeffer, zur Flüchtlingsmutter Gertrud Kurz, zu Martin Luther King und zu Frère Roger. Ja, das wäre von unverfrorener Einseitigkeit. Aber es würde uns vielleicht dazu zeigen, dass Besinnung, dass ein Dank-Buss- und Betttag nicht dazu bestimmt ist, Trübsal zu blasen. Es würde uns ermutigen, aus diesen Beispielen der Vergangenheit Kraft zu schöpfen und uns dann mit neuer Kraft an dem gegenwärtigen und lebendigen Gott zu orientieren, seinem Wort zu trauen und unsere heutigen Aufgaben anzugehen. *Amen.*



FRAUMÜNSTER – PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

25. September 2005

Was nicht in Pfunden, Zahlen und Längen zu messen ist

Er erzählte ihnen ein weiteres Gleichnis und sagte: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Senfkorn, das ein Mann auf seinen Acker säte. Es ist das kleinste von allen Samenkörnern; sobald es aber hochgewachsen ist, ist es größer als die anderen Gewächse und wird zu einem Baum, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen nisten.

Evangelium nach Matthäus 13.31-33

Liebe Gemeinde

Wenn jemand Sie ganz direkt auf Ihren christlichen Glauben ansprechen und Sie fragen würde: „Was ist eigentlich die Mitte der Botschaft, was ist das Wichtigste in der Verkündigung von Jesus?“ – Wie würden Sie reagieren? Würden Sie freundlich antworten, dass man diese Frage doch bitte dem Pfarrer stellen möge, denn der sei genau für solche Fragen angestellt worden? Da wäre der Frager vermutlich nicht ganz zufrieden. Und wenn Sie einfach mit dem apostolischen Glaubensbekenntnis antworteten, dann würde er vermutlich sagen: Gut, das ist der Glaube der Kirche, aber was hat Jesus selber gepredigt? Und mit einigem Recht könnten Sie dann antworten, dass sich das nicht in einem einzigen Satz sagen lässt, schliesslich gebe es vier Evangelien mit 16 bis 28 Kapiteln... Aber vermutlich würde der Frager Sie so schnell nicht entlassen.

Doch bevor Sie jetzt befürchten müssen, wie in einem Fernsehquiz mit zwei unsinnigen und einem richtigen Lösungsvorschlag belästigt zu werden, können wir uns ja schnell darauf einigen: Die Antwort lässt sich zusammenfassen in den Begriff „Reich Gottes“, so wie etwa das Markusevangelium vom ersten Auftreten Jesu in Galiläa berichtet, er habe das Evangelium verkündet: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe“. Und tatsächlich sprechen die meisten Gleichnisse Jesu, die den Kern seiner Botschaft ausmachen, von genau dem, was griechisch „Basileia Theou“ oder eben deutsch „Reich Gottes“ heisst. Aber was heisst das genau? Denn schneller sind diese beiden Worte zitiert als wirklich auch verstanden.

Unübersehbar ist, dass Jesus damit anknüpft an die Propheten Israels, die in ihren leidenschaftlichen Predigten vom Alltagsleben sprachen, von der Gerechtigkeit, von der Suche nach Frieden und Freiheit – und genau das mit dem Königsein Gottes zusammenbrachten. Dort, wo Gott unser Leben regiert, dort geht es anders zu, als wo einfach nur Macht oder Geld regieren. Denn dieser

Glaube bringt Menschen zusammen, er inspiriert sie, er zeigt neue Perspektiven auf: Es ist diese tiefe Sehnsucht nach einer gerechteren, friedlicheren Welt, nach anderen Formen des Zusammenlebens, die das Zentrum der Predigt von Jesus und auch die Mitte unseres Glaubens ausmachen.

Aber ist diese Deutung korrekt? Wir müssen sie nach zwei Seiten oder Missverständnissen abgrenzen. Das erste lautet: Im vorhin gelesenen Gleichnis vom Senfkorn im Matthäusevangelium stehe gar nichts vom „Reich Gottes“, sondern „Reich der Himmel“. Ist dies vielleicht ein Hinweis darauf, dass Jesus nur von einem jenseitigen, nur innerlichen Reich spricht? Das ist ein Missverständnis der Sprache, die Matthäus spricht. Der Evangelist redet genauso vom Reich Gottes wie seine beiden mit ihm nahe „verwandten“ Evangelisten Markus und Lukas. Aber seine Sprache ist stärker von der jüdischen Scheu geprägt, welche den Missbrauch des Gottesnamens auf alle Fälle zu vermeiden trachtet und deshalb auf seine direkte Nennung verzichtet, ihn deshalb lieber umschreibt als „der Ewige“, „der Herr“ oder eben „die Himmel“. Reich der Himmel bei Matthäus heisst also einfach Reich Gottes, und bezeichnet die Wirklichkeit, wo Gott an der Macht ist, wo er herrscht, wo er präsent ist und das Leben nach ihm ausgerichtet ist.

Doch nun könnten diese Worte: Macht, Herrschaft, Reich uns in eine andere Richtung unsicher machen und ein zweites Missverständnis aufsteigen lassen: Geht es hier womöglich um Theokratie? Also um eine Form der Herrschaft von Theologen oder Priestern im Namen Gottes? Denn diese Versuchung gab es immer wieder in der Geschichte der Religionen, leider auch im Christentum. Um zu sehen, dass das nicht der Fall ist, genügt es, die Gleichnisse Jesu selber mit Aufmerksamkeit zu lesen – denn dann wird deutlich, dass er in keiner Weise von Theokratie, von Priesterherrschaft gesprochen hat, und dass jeder Versuch, aus seinen Worten so etwas wie geistliche Macht abzuleiten, verfehlt ist.

Es macht im Gegenteil gerade das Faszinierende seiner Predigten aus, dass sie in vielfältigen sprachlichen, poetischen Bildern, in Gleichnissen uns etwas über unser menschliches Leben und über Gott sagen wollen, das feiner, inspirierender und menschlicher ist als jeder kalte Begriff. Und in jedem Gleichnis deckt Jesus einen anderen Aspekt dieses göttlichen Wirkens auf, welches unser Verständnis von Macht und Wirkung und Erfolg verändert.

Für mich ist es ein Gedicht der amerikanischen Lyrikerin Denise Levertov gewesen, das mir dieses Gleichnis vom Senfkorn erschlossen hat. Ich habe es als Vorbereitung für diese Predigt übersetzt, dann aber gemerkt, dass man es vor sich haben muss, dass es sich nicht einfach vorlesen lässt. (Aber Sie können es am Ende der Predigt dann in Ruhe nachlesen).

Levertovs Gedicht lädt uns ein, einfach dem Gleichnis und seinen Bildern zu folgen, und es führt uns von der grossgewachsenen Senfstaupe, die zu einem schattenspendenden Baum voller Vogelnester und Vogelgezwitscher geworden ist, zurück zu den winzigen, zarten Senfkörnern und sagt dann: „Er sprach

vom Wunder, dem Samen in uns, so klein, dass wir ihn für wertlos halten, ein Senfkorn, Staub nichts.“ Und macht dabei deutlich: Täglich wächst aus diesen ursprünglich so kleinen Körnlein an unzähligen Orten ein Stück von diesen grossen Bäumen, die dann Schatten geben und Vögel beherbergen.

Ja, wer sich das vor Augen führt, diese kleinen stecknadelgrossen Senfkörner, die sich in Palästina bis zu zweieinhalb Meter hohen Bäumen auswachsen können, der realisiert etwas von dem Wunder und Paradox, mit dem Jesus von der Wirkung des Glaubens an einen Gott der Versöhnung und Liebe spricht. Und das Paradox ist nun eben, dass das Gleichnis auf das Staunen und den Ausruf: Wie nur soll das möglich sein, dass es aus einem solchen winzigen Senfkorn ein solcher Baum wird? schlicht antwortet: Es scheint unmöglich, es ist aber wirklich, schau Dir das Senfkorn an.

Und damit kommen alle unsere kleinen Glaubens- und Hoffnungskörner nun plötzlich in ein anderes Licht zu stehen:

Ich bin mir sicher, dass jeder in dieser Kirche für sich ein paar solche solche Senfkörner der Hoffnung mit sich herumträgt. Das mag ein kleines Korn verbliebener Hoffnung in einem ganz persönlichen Konflikt sein, in der Familie, in einer Freundschaft oder Partnerschaft. Ein Korn der Hoffnung, dass man doch wieder miteinander reden wird. Vielleicht fragt man sich und zweifelt im Stillen: Wie soll daraus je wieder etwas wachsen können, so dass später Lebensfreude und also etwa Vögel mit ihrem Gezwitscher Raum haben? Und einige sind schon daran, aufgrund enttäuschender Erfahrungen diese Körnlein wegzuworfen. Oder vielleicht ist es das Senfkorn der Hoffnung, dass eine berufliche Krise überwunden werden kann, dass eine Lehrstelle oder eine Arbeitsstelle gefunden werden kann? Und diese Probleme sind ja nicht nur individueller Natur. Es sind auch strukturelle, politische Probleme.

Wenn etwas Mangelware in unserer heutigen Zeit geworden ist, so ist es diese Grundkraft der Hoffnung, das Vertrauen darauf, dass wir als Gesellschaft noch die soziale Energie und die geistigen Ressourcen haben, die Probleme gemeinsam zu meistern. Denn wenn ich vergleiche, wie vor dreissig Jahren noch eine Vielfalt von Initiativen und Projekten lanciert wurden, weil man auf die Reformierbarkeit unserer Gesellschaft vertraute, so scheint mir dieses Vertrauen heute beschädigt zu sein. Die politische Soziologie spricht vom Utopieverlust, der in unseren Gesellschaften herrscht, und sie meint damit die verbreitete Skepsis, dass wir die vielen Probleme, etwa die Finanzierung unserer Altersvorsorge und das Problem der Arbeitslosigkeit, noch in den Griff bekommen werden. Damit einher geht auch ein gegenseitiges Blockieren der gesellschaftlichen Gruppen, die dadurch entsteht, dass man die Probleme nur bei den anderen ortet.

Wenn wir als christliche Gemeinde eine Aufgabe haben, so liegt sie darin, dass wir diese Botschaft von Gottes Wirken selber wieder ernstnehmen, dass wir seiner Präsenz und seiner verwandelnden und erneuernden Kraft vertrauen.

Und sollte jemand das leicht spöttisch als Wunderglauben bezeichnen, dann würden wir antworten: Ja, darauf baut die ganze christliche Kirche. Sie lebt von der Erfahrung, dass es sich immer wieder als realistischer herausgestellt hat, mit diesem Wirken Gottes zu rechnen.

Jeremias Gotthelf hat in seinem Buch „Geld und Geist“ diese beiden unterschiedlichen Sichtweisen, diese beiden Formen des Realismus auf seine trockene und treffende Art einander gegenübergestellt: „Es ist eine Eigenheit des Menschen“, schreibt er, „dass er die Grösse und das Mächtige nur nach Pfunden, Zahlen, Längen und Breiten zu messen weiss, dass er fürs Geistige keinen andern Massstab hat als der Zeitungsschreiber für seine Schlachten, deren Grösse er nach der Zahl der Toten berechnet und nach der Menge der getanen Kanonenschüsse.“ Ja, vielleicht sollten wir für die Wahrnehmung des Geistigen, für die Wahrnehmung des Gottesreiches wirklich andere Masstäbe haben als die Zahl der Toten und jene der Kanonenschüsse...

Liebe Gemeinde, das Gleichnis sagt nicht: Das Reich Gottes ist ein Senfkorn, es wächst von alleine, das geht sozusagen automatisch. Es ist ein Gleichnis, es will uns mit einem Bild helfen, neue Perspektiven zu gewinnen. Aber es spricht von Erfahrungen, die sich als so wirksam erwiesen haben, dass sie immer wieder Menschen beflügelt haben. Und sind dabei auch keine Bäume in den Himmel gewachsen, so sind doch immer wieder aus winzigen Senfkörnern grosse schattenspendende Bäume entstanden, in denen Vögel genistet und gesungen haben, und unter denen Menschlichkeit gelebt werden konnte.

Amen

Denise Levertov

Über die Gleichnisse vom Senfkorn

(Matt 13.31, Mk 4.30-32, Luk 13.18-19)

Wer hat je eine Senfstaupe gesehen,
Unkraut am Wegrand oder Feldfrucht
zu einem grossen Strauch gewachsen, gar als Baum,
ein Baum voller Schatten, Vogelnester und Gesänge?
Aren über Aren von Gelb
Und kein Vogel in der Luft zu sehen.

Nein, Er, der wusste
dass der Westwind Regen bringt
und der Südwind
Donner, der auf Feldwegen ging
und mit Seiner Hand über Weizenhalme strich
um jene innersten, milchigen Kerne zu finden,
die sich gut auf der Zunge brechen lassen,

Der sprach vom Wunder, dem Samen
in uns, so klein
dass wir ihn für wertlos halten, ein Senfkorn, Staub,
nichts.

Unverständige Generationen verstehen die
Metapher nicht, schauen nicht auf Felder und Bäume,
übersehen das Paradoxe. Berge
bleiben unversetzt.

Glaube ist selten, hat Er wohl sagen wollen,
wunderbar, einzigartig –
ein winziges Korn geteilt,
wie Brote und Fische,

als ob aus einem Senfkorn
ein grosser Schattenbaum wüchse. So selten,
so seltsam: Das Reich
ein Baum. Die Seele
ein Vogel. Eine grosser Raum
für Vögel, Flügel zwischen gelben Blumen.
Das wartende
Reich des Glaubens, der Same
auf Aussaat wartend.



FRAUMÜNSTER – PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

16. Oktober 2005

Von Gottes Menschlichkeit

Welche Frau, die zehn Drachmen hat, zündet nicht ein Licht an, wenn sie eine davon verloren hat, kehrt das Haus und sucht eifrig, bis sie sie findet? Und wenn sie sie gefunden hat, ruft sie die Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und sagt: Freut euch mit mir, denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren habe. So, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der umkehrt.

Lukas 15.8-10

Liebe Gemeinde

Wie ein „Groschen“, der unter eine Kommode „gerollt und dort verloren“ ist, so fühlte sich Albert Schweitzer nach dem Ersten Weltkrieg. Diese sehr bildstarke, eindrückliche Schilderung der Vereinsamung, des Vergessenwerdens findet sich in seinen Lebenserinnerungen.

Weshalb dieses Gefühl? Albert Schweitzer war schon vor dem Weltkrieg durchaus kein „Niemand“ gewesen, sondern eine der bekannteren Persönlichkeiten des Protestantismus. Er hatte Theologie und Philosophie studiert, zwei Doktorarbeiten und mehrere Bücher geschrieben, danach – aus einem radikalen Entschluss heraus – noch ein volles Medizinstudium hinter sich gebracht und schliesslich 1913 in Lambarene sein Urwaldspital aufgebaut. Aber dann kam der Erste Weltkrieg, als Elsässer war er verdächtig und wurde – man muss sich das vorstellen – von den Franzosen in Afrika interniert, durfte zuerst nicht mehr arbeiten in seinem Spital. 1917 wurde er in ein Gefangenenlager nach Frankreich transportiert, arbeitete dann, nach Kriegsende, in Strassburg in einem Spital, deprimiert, desillusioniert, vorerst abgeschnitten von dem, was er in Lamberene hatte aufbauen wollen... Abgeschnitten auch von der Möglichkeit, über seine Kulturphilosophie und Ethik, mit der er auf den Weltkrieg reagierte und die ihm so am Herzen lag, zu reden.

Und deshalb fühlte er sich nun wie eine Münze, die unter ein Möbelstück gerollt und vergessen ist. Es ist, Sie werden es gleich erkannt haben, ein biblisches Bild – wie überhaupt die ganze anschauliche, farbige Sprache Schweitzers von biblischen Bildern geprägt ist. Der Theologe und Prediger Schweitzer hat das Gleichnis von der Witwe und dem verlorenen Groschen im Kopf. Und dieses Gleichnis leiht ihm die Sprache. Er kann ausdrücken, wie sich das anfühlt, wenn man aufgrund äusserer Umstände als initiativer, arbeitsfreudiger

und gedankenreicher Mensch plötzlich in eine solche Lage gerät, auf seiner Lebensbahn steckengeblieben und gleichsam verloren und vergessen ist.

Verweilen wir noch etwas bei dem Bild, so entfaltet es seine Kraft: Die Münze, sonst im lebendigen Wechsel auf dem Markt von Hand zu Hand gehend, Leben und Austausch zwischen Menschen stiftend, liegt jetzt am Boden, staubbedeckt, in einer Ritze im Fussboden, verloren, vergessen, nutzlos. Dieses Verlorensein kann viele Facetten haben: Wie beim Urwalddoktor eine politische Krise, die alle Pläne durcheinander wirft, aber es gibt auch persönliche Krisen, der Verlust einer Arbeitsstelle, Konflikte in der Familie, oder ganz grundsätzlich eine religiöse Orientierungskrise. Und dann dieses Gefühl verloren und vergessen zu sein.

Albert Schweitzer erzählt das nicht, um Trübsal zu blasen – an diesem tiefsten Punkt von Niedergeschlagenheit erreicht ihn eine Einladung aus Uppsala. Er kann dort über seine Kulturphilosophie Vorlesungen halten, kann Orgelkonzerte geben und Vorträge halten und so erneut für sein Spital in Lambarene Geld sammeln – sein Projekt kommt wieder in Gang. Und das ist auch die Dynamik des biblischen Gleichnisses: Es ist nämlich nicht nur die Geschichte vom verlorenen, sondern auch und vor allem vom wiedergefundenen Groschen. Aber hier wie dort braucht es jemanden, der aufmerksam ist, der einen wahrnimmt, dem es nicht gleichgültig ist, ob da jemand aufgrund welcher Geschichten auch immer ins Abseits geraten ist...

Und das ist nun auch der Kern unseres Gleichnisses von der verlorenen und wiedergefundenen Drachme (oder eben vom Groschen), über den sich die Witwe so freut wie Gott sich über jeden Menschen freut, der umkehrt. Jesus spricht hier wie in mehreren Gleichnissen über dieses Thema des Sichverlierens und Wiederfindens, des Wiedergefundenwerdens. Es sind alles Geschichten, die mit Gott und den Mitmenschen zu tun haben, Geschichten, die von „Rettung“ handeln: Eben davon, wie jemand aus der Selbstverlorenheit, aus dem Verlorensein herausfindet. Und nun mag es sein, dass Ihnen diese Rede von „Rettung“ ebenso weggerollt und verstaubt vorkommt wie jene genannte Münze. Mir aber scheint dieser Aspekt wichtig, denn er macht uns auf eine bildhafte Weise darauf aufmerksam, dass es sich bei unserem Leben um eine ernsthafte und wirklich auch ernstzunehmende Sache handelt. Dass es nämlich nicht gleichgültig ist, wie wir unser Leben führen, denn das hat Auswirkungen auf unsere Mitmenschen und auf die Gesellschaft, – und im Kern hat das mit unserer Gottesbeziehung zu tun. Wenn man diese Ernsthaftigkeit zu Gesicht bekommen will, dann muss man auch von Sünde sprechen wollen. Natürlich weiss ich, dass dieser Begriff „Sünde“ belastet ist von viel falscher Moral, viel Prüderie und Verklemmtheit. Aber das ist im biblischen Sinne damit nicht gemeint: Es steckt schlicht und einfach die Erfahrung dahinter, dass jemand sich anders verhält, wenn er mit Gott im Reinen ist, und dann für seine Mitwelt zum Segen oder eben zum Unglück wird.

Dabei liegt nun der Akzent bei diesem Gleichnis von Jesus eben keineswegs auf dem Negativen. Denn in unserem Gleichnis geht es doch um etwas Positives, um die Freude Gottes darüber, wenn ein Mensch aus seiner Selbstverlorenheit herausfindet und zu ihm zurückfindet. Und wenn wir jetzt nun diese auf den ersten Blick etwas einfache Geschichte von einer Witwe, die ein Münze verliert und sucht und wieder findet, genauer anschauen, werden wir merken, wie viel Evangelium, wie viel frohe Botschaft und Menschlichkeit in dieser Geschichte steckt.

Zuerst einmal, darauf hat der Bibelgelehrte Joachim Jeremias hingewiesen, – und das gibt dem Gleichnis eine ganz neue Tiefe und Schönheit –, sind diese zehn Groschen nicht einfach das Notgeld, sondern auch der Schmuck dieser Witwe. Vielleicht haben Sie schon Photographien gesehen von arabischen Beduinen-Frauen, die einen mit Münzen besetzten Kopfschuck tragen. Stellen Sie sich also einen Gesichtsschleier vor, in den Gold-, Silber oder Kupfermünzen eingearbeitet sind. Das ist, zum Teil heute noch, der Brautschatz dieser Frauen, ihr eigenster Besitz, den sie stets bei sich tragen, den kein Mann anrühren darf, eine kleine Unabhängigkeit und im Falle einer Scheidung eine Art Altersvorsorge. Aber eben auch der Kopfschmuck und ganze Stolz dieser Frauen, den sie nicht einmal beim Schlafen ablegen. So müssen sie sich diese neun, ursprünglich zehn Münzen der Witwe vorstellen.

Nun können Sie sich ausmalen, dass dieser Verlust des einen Geldstücks bei unserer Witwe nicht nur radikale Existenz-Angst ausgelöst hat, ein Schock war, sondern sozusagen auch ihre Identität, ihr Gesicht, ihr Ansehen nach aussen verletzt hat. Deshalb reagiert sie sofort, macht sich auf die Suche in ihrem Zimmer, zündet Licht an, weil es vermutlich ein kleines, fensterloses Häuschen war, fegt den ganzen Boden, weil es wahrscheinlich ein einfacher felsiger Grund war und sie so hoffen konnte, bei der Berührung der weggerollten Münze ein Klingeln zu hören und sie so aufzuspüren – und tatsächlich findet sie ihr Geldstück wieder. Und jetzt begreift man, weshalb sie ein Fest veranstaltet, weshalb sie ihre Nachbarinnen einlädt, damit sie sich mitfreuen: Diese Frau ist nicht nur von ihrer existenziellen Angst erlöst worden, sie hat ihr Gesicht, ihre Zierde, ihre Schönheit wiedergefunden.

Und so, sagt Jesus, genau so sucht und freut sich Gott über jeden Sünder, der umkehrt. Eben darum, weil mit dem Umdenken, mit der Umkehr und Rückkehr des Menschen zu Gott etwas von der destruktiven Kraft der Sünde, der Verzweiflung, der Sinnlosigkeit überwunden ist und das Leben neue Kraft und neue Perspektiven gewinnt. Die eigentliche und in gewissem Sinne wirklich abenteuerliche Pointe dieses Gleichnisses zeigt sich dann, wenn wir das in diesem Gleichnis steckende Bild wirklich ernstnehmen: Nicht nur das Bild eines sich so freuenden Gottes, sondern das Faktum – und darauf hat mich eine Predigt meines Kollegen Dieter Sollberger aufmerksam gemacht – dass Jesus uns Menschen in diesem Gleichnis zu kostbaren Münzen, zum Kopfschmuck

Gottes macht, und damit sagt: Wir Menschen gehören sozusagen zum vollen geschmückten Gesicht, zur vollen Erscheinung, zur vollen Identität Gottes!

Und das Bild sagt weiter: Noch der weggerollte, verlorene, Gott abhandengekommene Sünder bleibt ein wertvolles Geldstück, Kostbarkeit und Zierde zugleich, verliert nichts von seinem Wert, auch wenn er eben weggerollt ist, nun mit Staub bedeckt in einer Ritze, im Dunkel, im Schmutz liegt. Gott sucht uns Menschen, sagt dieses Gleichnis von Jesus, ja, er fegt wie die Witwe den ganzen Raum und ist überglücklich, wenn er einen wiederfindet, denn jeder Mensch gehört zu Gott wie eine Münze an diesem Kopfschmuck der Frau.

Gibt es grossartigeres Bild für die Würde des Menschen? Für seinen „Wert“, dafür, dass Gott auch jene Verlorenen, jene Menschen, die die Freiheit missbrauchen, die Ungutes tun und Ungutes säen, nicht aufgeben will?

Und wenn wir jetzt den biblischen Kontext anschauen: Tatsächlich erzählt Jesus dieses Gleichnis, als er von Pharisäern und Schriftgelehrten dafür kritisiert wurde, dass er mit Zöllnern und Sündern zusammensitze und esse, also mit jenen, die aus der Kollaboration mit den römischen Besatzern Geld machten auf dem Buckel ihrer Mitmenschen. Ja, sagt Jesus mit diesem Gleichnis, Gott freut sich über jeden, der angesprochen werden kann, und er freut sich deshalb, weil jeder Mensch einen unverlierbaren Wert hat, wohin ihn sein Lebensweg, seine schiefe Lebensphilosophie, seine problematische Moral auch immer verschlagen hat. Und das heisst doch: Es gibt keinen „menschlichen Abschaum“, es gibt kein Gesindel, das geburtsmässig einfach Gesindel wäre. Und vor allem: Es gibt keine Überflüssigen, jene „Viel-zu-vielen“, die einfach nicht zählen. Kennen Sie ein grossartigeres Manifest der Humanität, der Menschlichkeit als dieses Gleichnis?

Wenn wir das als Kirche ernstnehmen, liebe Gemeinde, dann haben wir eine Botschaft von grosser Intensität und Sprengkraft. Zuerst einmal würde uns das in einen Intensivkurs in Sachen Aufmerksamkeit hineinnehmen: So wie Gott es nicht gleichgültig ist, wohin dieser oder jener und auch wir selbst gerollt sind, sondern uns sucht und anspricht, so sollten wir eine Kultur der Aufmerksamkeit füreinander entwickeln – aus welchem Grund auch immer Situationen menschlichen Verlorenenseins zustande kommen. Und: Wichtiger als die Rede von Sünde, die jeder für sich durchaus ernstnehmen und im Auge behalten sollte, viel wichtiger ist diese Humanität Gottes, bei der wir in die Schule gehen sollten: Alle Menschen gehören zu diesem Gott, der nicht ohne seinen Kopfschmuck sein will, nicht ohne uns Menschen sein will. Gerade in einer Zeit, in der immer mehr Menschen aus unseren Solidaritätsnetzen herausfallen und mit Missachtung bestraft werden, ist es so wichtig, dass wir ihnen nicht auch noch ihre Würde absprechen. Wir können diese Verantwortung nicht an die Märkte delegieren, denen sind die Menschen gleichgültig. Was uns zum Massstab unseres Handelns werden sollte, ist vielmehr diese Menschlichkeit Gottes, von der das Gleichnis Jesu spricht.

AMEN



FRAUMÜNSTER – PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

23. Oktober 2005

Von grossen und kleinen Brocken

Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn, grub ihn aber wieder ein. Und in seiner Freude verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte den Acker.

Matthäus 13.44ff

Liebe Gemeinde

„First things first“: das Wichtigste zuerst ins Auge fassen und angehen, das ist ein bewährter Tipp aller Organisationsspezialisten. Nun ist das einfacher gesagt als getan. Denn zuerst einmal ist es gar nicht immer so eindeutig, was das Wichtigste ist. Und dann ist es oft so, dass man zuerst an die kleineren Dinge geht, weil es, wie man sich einredet, für die grösseren viel Kraft und Ruhe und Vorbereitung braucht – bei mir ein bewährtes Mittel, dringend Notwendiges hinauszuschieben... Das funktioniert fast immer, die Probleme melden sich erst später. Später, wenn man den richtigen Zeitpunkt verpasst hat, später, wenn man ins Gedränge kommt, wenn gewisse Dinge nur noch schwierig oder gar nicht mehr nachzuholen sind.

Aber was ist der richtige Zeitpunkt, wenn es um Lebensfragen geht? Und was ist das Wichtigste in unserem Leben? Liebe Gemeinde, das sind die Themen, die sozusagen das Kerngeschäft aller Religionen ausmachen. Und deshalb greifen Religionen immer weit aus, greifen ins Grosse, sprechen von Schöpfung und Erlösung, vom Göttlichen und von der Welt, und sie sprechen auch vom Leiden, die mit der Rede von Gottes Präsenz doch so schlecht vereinbart werden kann. Fast alle Religionen sprechen deshalb auch vom Riss, der durch diese Welt geht. Und so fragt und denkt nun auch der christliche Glaube, wenn er nicht zu einer harmlosen, religiösen Innerlichkeit oder zu einer ehrwürdigen, aber moralistischen Tradition zusammengeschrumpft ist. Wenn er noch etwas von seiner grossen, spekulativen und im Wortsinne genommen „begeisternden“ Kraft behalten hat. Deshalb werden hier keine „kleinen Brötchen gebacken“, sondern es geht um das „Brot des Lebens“, deshalb werden keine kleinen Schlücklein genippt, sondern es geht um den Kelch der Versöhnung.

Deshalb heisst der zentrale Begriff der Predigten Jesu „Reich Gottes“ – und wenn man das ernstnimmt, so bleibt einem zuerst einmal für ein Weilchen der

Atem weg: „Reich Gottes“, was für ein Riesenwort, was für eine Riesenangelegenheit! Auch wenn man das in heutiges Deutsch und in die heutige Welt übersetzt und „dann, wenn Gott regiert“ sagt, so mag einem das immer noch bedrohlich vorkommen. Denn klingt das nicht nach Theokratie, nach „Gottes-herrschaft“? Nach einer Totalisierung von Religion, in der Gott die ganze Welt beherrscht, in der keine Freiheit mehr bleibt, oder noch schlimmer: in der Priester oder Mullahs, die zu wissen vorgeben, was Gott will, den grossen Frei-raum des Denkens und der menschlichen Kultur vollständig bestimmen? Das sind nun, leider, keine Angstphantasien, Versuche und Versuchungen in die-ser Richtung hat es immer und immer wieder gegeben, auch in der Geschichte des Christentums.

Daher ist es so wichtig und entspricht es der reformierten Tradition, dass wir nicht bei den Dogmen anfangen, sondern bei den biblischen Texten; nicht zu-erst bei der Lehre vom kommenden Gottesreich, sondern zuerst bei den Gleichnissen Jesu, die deutlich machen, was „Reich Gottes“ im Sinne Jesu be-deutet. Denn seine Auffassung ist anders geartet als diejenige der Propheten. Das Thema der menschlichen und der göttlichen Macht ist neu gesehen und gelebt.

Bei den Propheten war die Rede vom Reich Gottes ein Gegenentwurf zu den Reichen dieser Welt – aber wie jeder Gegenentwurf beeinflusst und auch be-lastet durch den Widerpart: Engel zwar, aber eben Heerscharen von Engeln, mit Flügeln zwar, aber eben auch mit Waffen... Jesus nun spricht überra-schend anders: Mit dem Reich Gottes verhält es sich wie mit einem Senfkorn -- - ja, ich kann mir denken, dass seine Jünger zuerst einmal ziemlich verduzt waren: Wie bitte? Wie mit einem Senfkorn? (Denn sie hatten Machtbeweise er-wartet). – Ja, wie mit einem Senfkorn! Und dann beginnen die Jünger nachzu-denken. Denn Jesus sagt ihnen etwas Neues über den Zustand, wenn Gott herrscht. Eben keine Engel mit Waffen, sondern vielleicht eher so, wie wenn winzige Senfkörner zu wachsen beginnen und Bäume wachsen und Leben sich entfaltet.

Sehen Sie, während man bei den Dogmen, bei der Rede vom kommenden Got-tesreich sich hinsetzt und abwartet, so merkt man beim Nachdenken über die Gleichnisse vom Gottesreich bei Jesus, dass man in Bewegung gerät: Was ist denn das Senfkorn, was ich sähen könnte? Und auf den richtigen Zeitpunkt brauche ich nicht lange zu warten und ihn womöglich hinauszuschieben, weil er zu gross für mich scheint. Mit dem Säen kann man gleich beginnen, oder noch genauer: die Saat hat schon lange begonnen...

Und jetzt also unser Gleichnis: Mit dem Reich Gottes verhält es sich wie mit einem Schatz, den ein Arbeiter in einem Acker findet.... ...wieder ein Bild.

Wir müssen uns vorstellen, dass ein armer Tagelöhner auf einem fremden Feld arbeitet. Er pflügt vielleicht mit einem Ochsen, der plötzlich auf dem Acker einsinkt – und nun realisiert der Tagelöhner sofort: da muss etwas sein! Er gräbt nach und stösst auf einen Tonkrug, der einen Schatz mit Goldmünzen enthält. Aber weil das keine moralische Geschichte ist, sondern ein freches Gleichnis, ist jetzt nicht vom Fundbüro oder vom rechtmässigen Besitzer die Rede. Sondern die Pointe ist, dass hier einer sogleich versteht, dass er nun handeln muss. Ja, weil er etwas von seiner Chance verstanden hat, geht dieser arme Mann hin und deckt den Fund wieder zu, kratzt sein ganzes Geld zusammen und kauft sich den Acker. So wichtig, so überwältigend ist das, was er gesehen hat, – dass er nun all seinen Mut zusammennimmt und alles auf diese Karte setzt. So, sagt das Gleichnis, sollten wir über die Präsenz Gottes und über sein Reich nachdenken: Wenn das wahr ist, dann lohnt es sich, alles auf eine Karte zu setzen, dann ändert man sein Leben.

Und damit ist die Rede vom Reich Gottes befreit von allen unseren Machtphantasien, von theokratischen Ideen und anderen üblen Herrschaftsformen, mit denen wir sie immer wieder vermischen. Befreit von der Vorstellung, dass wir jetzt Gerechtigkeit mit eiserner Faust einführen, befreit von der Drohung und Rachegefühlen, die immer irgendwie mitzuschwingen scheinen. Ich lese dieses Gleichnis so, dass Jesus uns sagen will: Zuerst einmal ist es eine überwältigende Erfahrung und Einsicht, die menschliches Leben verändert: Wie das Auffinden eines kostbaren Schatzes, so verändert sich unser Leben, wenn wir ernstnehmen und wahrnehmen, dass Gott ist, dass er wirkt, dass sein Wirken eine Präsenz entfaltet: Das ist wie die Entdeckung eines Schatzes, darauf sollten wir reagieren, genauso reagieren wie jener Mann, der alles wagt, weil er den Schatz gesehen hat.

Liebe Gemeinde, wir haben anlässlich der eben vollzogenen Taufe über einen eindrücklichen Satz Augustins nachgedacht: „Liebe, und dann tu, was du willst“ (ama, et fac quod vis). Das ist grossartig befreiend, grossartig uneinengend, wagnisvoll, aber bedenken muss man, dass dieser Imperativ Augustins, dieses „liebel“, sehr voraussetzungsreich ist. Er sagt bedeutend mehr aus als ein hingeträllertes „all you need is love“. Er gründet in einem starken Glauben. Wenn du wirklich liebst, dann wird all das, was immer du tust, von einem Geist getragen sein, der nicht zerstörerisch ist, der nicht nur auf Eigensinn und Habgier aus ist, auf schnellen Gewinn. Das lässt sich nur sagen, wenn Liebe mehr ist als das Tanzen der Hormone...

Ich glaube, es ist die Erfahrung von Gottes Liebe und Präsenz, was dieser Mann im Gleichnis wirklich gesehen hat: Mit dem Reich Gottes verhält es sich

so: Wenn du das wirklich gesehen hast, dann wirst du alles auf eine Karte setzen und hingehen, und dein Leben wird anders aussehen.

Nur eben: Manchmal sind solche Gleichnisse fast zu dramatische Bilder für unser doch weithin undramatisches Leben: Alles verkaufen, um diesen Acker zu erwerben – was folgt daraus für unser Leben? Lassen Sie mich mit einer anderen, gleichnishaften Geschichte schliessen, die nochmals auf eine undramatischere Weise die Frage des biblischen Gleichnisses nach dem Wichtigen und dem weniger Wichtigen aufnimmt.

Ein Philosoph stellt einen grossen Topf vor seinem Publikum auf, dann legt er vor den Augen seiner Zuhörer faustgrosse Steinbrocken hinein – bis er voll ist, und fragt seine Zuhörer: Ist der Topf nun voll? Alle sind einverstanden, denn voll ist er. Dann nimmt er kleinere Kieselsteinen hervor und fängt an, sie in denselben Topf, ganz sorgfältig in die verbliebenen Zwischenräume einzufüllen, wieder bis oben an den Rand und fragt: Ist er *jetzt* voll? Grinsen, und wieder sind alle einverstanden. Schliesslich nimmt er ein Glas mit feinem Quarzsand hervor, und giesst diesen in die kleineren Zwischenräume zwischen die Kiesel- und die Steinbrocken, schüttelt ein wenig, damit er durchsickert, giesst weiter bis es gestrichen voll ist und fragt seine Zuhörer: So – ist er jetzt voll? Jetzt müssen ein paar lachen, und wieder sind alle einverstanden. Dann aber nimmt er noch eine Flasche Wein und giesst sie drüber, auch das hat noch Platz. Jetzt müssen alle lachen.

Als es wieder ruhig ist, sagt er zu ihnen: Dieser Topf ist ein Bild oder Gleichnis für euer Leben. Die grossen Steinbrocken – das sind die wichtigen Sachen im Leben – was ist wichtig für euch? Liebe? Familie? Gesundheit? die Freiheit? das Göttliche? – die wichtigen Dinge, das, was uns unbedingt und zutiefst angeht. Die kleineren Kieselsteinchen, die kommen nachher: der soziale Status und der berufliche Erfolg, ein Auto, Erfolg im Sportclub usf. Und der feine Sand, das ist alles Übrige, was es noch so gibt in unserem Leben.

Wenn Ihr den Sand zuerst in den Topf tut, dann ist kein Platz für die Kiesel und die Steinbrocken. Und genauso im Leben: Wenn Ihr alle Kraft und Energie zuerst für die kleinen Sachen und Aufgaben im Leben aufwendet, dann findet sich kein Platz mehr für die grossen, wichtigen Dinge. Deshalb achtet darauf, was für Euch wirklich wichtig ist im Leben! Setzt Eure Prioritäten – die grossen Steinbrocken zuerst, dann die Kiesel, schliesslich der Sand des Lebens.

Darauf fragt einer aus dem Publikum: und was ist mit dem Wein?

Der Philosoph lacht und sagt: Diese Flasche Wein bedeutet folgendes: Wie voll auch immer Dein Tag und Dein Leben sein mag, es hat immer noch Platz für zwei/drei Gläser Wein – bei denen man über eine solch Geschichte und dabei über das eigene Leben nachdenken kann...

AMEN.



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

13. November 2005

Haben und Geben – Gottes Talentschuppen

Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Mann, der auf Reisen ging: Er rief seine Diener und vertraute ihnen sein Vermögen an. Dem einen gab er fünf Talente Silbergeld, einem anderen zwei, wieder einem anderen eines, jedem nach seinen Fähigkeiten. Dann reiste er ab. Sofort begann der Diener, der fünf Talente erhalten hatte, mit ihnen zu wirtschaften, und er gewann noch fünf dazu. Ebenso gewann der, der zwei erhalten hatte, noch zwei dazu. Der aber, der das eine Talent erhalten hatte, ging und grub ein Loch in die Erde und versteckte das Geld seines Herrn. Nach langer Zeit kehrte der Herr zurück, um von den Dienern Rechenschaft zu verlangen. Da kam der, der die fünf Talente erhalten hatte, brachte fünf weitere und sagte: Herr, fünf Talente hast du mir gegeben; sieh her, ich habe noch fünf dazugewonnen. Sein Herr sagte zu ihm: Sehr gut, du bist ein tüchtiger und treuer Diener. Du bist im Kleinen ein treuer Verwalter gewesen, ich will dir eine große Aufgabe übertragen. Komm, nimm teil an der Freude deines Herrn! Dann kam der Diener, der zwei Talente erhalten hatte, und sagte: Herr, du hast mir zwei Talente gegeben; sieh her, ich habe noch zwei dazugewonnen. Sein Herr sagte zu ihm: Sehr gut, du bist ein tüchtiger und treuer Diener. Du bist im Kleinen ein treuer Verwalter gewesen, ich will dir eine große Aufgabe übertragen. Komm, nimm teil an der Freude deines Herrn! Zuletzt kam auch der Diener, der das eine Talent erhalten hatte, und sagte: Herr, ich wußte, daß du ein strenger Mann bist; du erntest, wo du nicht gesät hast, und sammelst, wo du nicht ausgestreut hast; weil ich Angst hatte, habe ich dein Geld in der Erde versteckt. Hier hast du es wieder. Sein Herr antwortete ihm: Du bist ein schlechter und fauler Diener! Du hast doch gewußt, daß ich ernte, wo ich nicht gesät habe, und sammle, wo ich nicht ausgestreut habe. Hättest du mein Geld wenigstens auf die Bank gebracht, dann hätte ich es bei meiner Rückkehr mit Zinsen zurückerhalten. Darum nehmt ihm das Talent weg und gebt es dem, der die zehn Talente hat! Denn wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluß haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat..

Matthäus 25. 14-29

Liebe Gemeinde

Dieses Gleichnis ist auf den ersten Blick so richtig nach dem Geschmack der heutigen Zeit: Denn was hört man heute häufiger, als dass Talente gefördert werden müssten, dass Begabte zu kurz kämen, dass der Staat (ausgerechnet er) hier zu wenig tue. Und deshalb gibt es schon Eltern, die gegen die Schulbehörden prozessieren, weil ihr hochbegabtes Kind nicht genug gefördert werde, sprich: der Staat die Privatschule nicht bezahlt, die die Eltern für ihren Sprössling für absolut notwendig halten. Denn sie sollen es im Leben möglichst früh möglichst weit bringen.

Und unser Schweizer Fernsehen bringt die Talentshow „Superstar“, wo Hoffnungen hochgepulst werden, nach einem Vierteljahr freilich hört man nichts mehr von diesen armen Stars... Oder das gleiche Fernsehen veranstaltet mit teurem Geld einen Wettbewerb „Traumjob“, wo für einen einzigen Talentierten

ein prekärer Job winkt, dem Millionär freilich, der den Job spendiert, zahlt man ein saftiges Honorar. Ja, auch hier freut sich eine Nation auf dem Fernsehsofa offensichtlich an diesem medialen Talentschuppen und feiert den Ausleseprozess des Besten... Talent scheint ein Leitwort unserer Zeit zu sein!

Und wer jetzt einwirft: Aber das griechische Wort „Talent“ habe im Jesusgleichnis einfach die Bedeutung: eine grosse Summe an Silbergeld, der hat gewiss recht. Gut, aber dann könnte man mit stärkerer Imbrunst sagen: Ein Gleichnis nach dem Geschmack unserer Zeit! Denn wir leben in einer Zeit der Ökonomisierung aller Lebensbereiche, in der man schnell von Investitionen und „return“ spricht, auch wo das ziemlich fehl am Platze ist; in einer Zeit der Börse, man setzt Geld ein, um es zu vermehren, man spekuliert. Spricht Jesus nun auch diese Sprache? Qualifiziert ihn dieses Gleichnis für den Wirtschaftsteil der NZZ? Wer hat, dem wird gegeben?

Das kann wohl nicht sein. Denn es ist ein Gleichnis, und die Gleichnisse Jesu wollen uns zum Nachdenken über uns selber bringen und nicht den Zeitgeist verdoppeln. Setzen wir also nochmals beim Gleichnis selber an!

Mit dem Gottesreich, erzählt Jesus, mit der Gottespräsenz in unserem Leben, verhält es sich wie mit einem reichen Kaufmann, der für längere Zeit weg muss und sein ganzes Vermögen in die Hände dreier seiner engsten Mitarbeiter gibt, mit dem Auftrag, damit gut zu wirtschaften. Nicht allen gleichviel, sondern eben jedem nach seinen Fähigkeiten. Der erste bekommt fünf, der nächste zwei Millionen, der dritte eine. Als der Kaufmann zurückkehrt, will er Rechenschaft von seinen Leuten: Der erste hat gut gearbeitet und grad nochmals fünf Millionen gewonnen, der zweite auch nicht schlecht. Der dritte jedoch sagt, dass er Angst gehabt habe, dass er dem Herrn ohnehin misstraute. Dass er deshalb das Geld im Boden vergraben habe (oder moderner: in den Safe gelegt) und es jetzt wieder zurückgeben wolle. Was unseren Geschäftsmann natürlich erzürnt. Während er die beiden anderen dazu einlädt, sie sollen teilhaben an Gewinn und Freude, befiehlt er nun, man möge dem Dritten sein Silbergeld wegnehmen und es dem ersten geben. Und dann der Schlusssatz, zuspitzend, hoch missverständlich: „Wer hat, dem wird gegeben; wer nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat.“

Hochmissverständlich, dieser Schlusssatz. Denn, wo bleibt da die Gerechtigkeit? – ein Kernbegriff der Bibel. Was ist die Pointe dieses Gleichnisses? Nun, natürlich geht es hier um etwas anderes als um materiellen Reichtum – es geht hier um unser menschliches Leben, wie in allen Gottesreichserzählungen. Die Fragestellung ist wie in allen Gleichnissen: Wo wächst ein Leben, das im Einklang mit Gott ist und deshalb über sich hinausweist?

Ein solches Leben gelingt nun gerade nicht, wo es in der Perspektive platter Bereicherung gelebt wird, sondern dort, wo es mit anderem Leben zusammen in Austausch kommt, wo wir uns anders investieren, menschlich investieren. So kommt unser Leben zum Wachsen, zum Blühen, zum Fruchttragen. Ja, und deshalb wollen wir auf unser scheinbares Missverständnis mit den Talenten zurückkommen, das klüger war, als es zuerst schien: Denn natürlich geht es um Talent in dem Sinne, in dem dieses Wort später sprichwörtlich geworden

ist: Das, was einem gegeben, geschenkt ist, was man mitbekommen hat, eben um Talente. In einer Zeit, in der jeder sich so viel als seine höchst persönliche Leistung gutgeschrieben wissen will, in der exorbitante Managerlöhne mit „Exzellenz und Leistung“ gerechtfertigt werden, spricht dieses Gleichnis zuerst einmal davon, was man geschenkt bekommen hat: Talente, Gaben, ein Leben... Und dann spricht es davon, was wir aus unserem Leben machen, was wir an Talenten einsetzen und fruchtbar machen, einfach weil wir Menschen eine befristete Zeit haben, weil jede Minute sozusagen kostbare Lebenszeit ist, die weg ist, wenn sie weg ist.

Diese Ernsthaftigkeit, dieser Realismus, ja eine gewisse Strenge, sie ist in allen Gleichnissen Jesus zu hören, denn immer geht es wirklich um unser Leben, und das heisst: Es geht nicht einfach um ein Spielchen. Der realistische Sinn dieses Gleichnisses spricht uns darauf an, dass wir Mitarbeiter Gottes sind und unser Leben vor Ihm leben, ein begrenztes Leben, und dass es also durchaus darauf ankommt, wie wir unser Leben leben, wie wir uns „investieren“, weil wir am Schluss mit der Summe unserer Lebenstage und unseres Leben vor Gott stehen. Weil Rechenschaft zwar ein Bild ist, aber ein zutreffendes: Unser Leben ist nicht einfach wurscht und gleichgültig. Das Gleichnis spricht uns darauf an, dass man das, was man an Talenten mitbekommen, geschenkt bekommen hat, entweder einsetzen kann und dann mithelfen kann, dass ein Lebensschatz sich mehrt. Oder man verdeckt mit faulen Ausreden, genau wie jener dritte Mitarbeiter, dass man zu träge, zu faul, zu ängstlich war, sein Leben selber zu leben, Einsätze zu wagen. Das Gleichnis spricht von der Ernsthaftigkeit unseres Lebens.

„Wer hat, dem wird gegeben; wer nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat“ – das mag nun doch nach Drohung klingen, nach einer zwar in Watte verpackten, aber doch irgendwie präsenten Drohung mit dem Gericht. Genau das aber ist ein Missverständnis.

Vielleicht hilft uns ein kurzer Satz weiter, den ich kürzlich gelesen habe: Dass jemand erwachsen geworden, sehe man daran, wenn ihm das Geschenke machen mehr Freude bereite als das Geschenke bekommen. Ein kluger Satz, der nichts gegen Kinder hat, gegen die selige Freude an Geschenken, der aber eben weiss, dass es eine nächste Stufe im Verständnis des Lebens und seiner Freuden gibt. Das liegt ganz auf der Linie des Satzes aus der Bergpredigt: „Geben ist seliger denn nehmen“, und dieser Satz ist durchaus keine verklemmte moralische Aufforderung: Nun gib doch endlich! Nein, es geht um gelingendes Leben, um Seligkeit, es geht um ein fundamentales Lebensverständnis, wovon auch jener weitere pointierte Satz Jesu spricht: „Wer sein Leben zu bewahren such, wird es verlieren, und wer es dagegen verliert, wird es gewinnen.“ Es geht in allen diesen Worten Jesu darum, dass gelingendes Leben mit Liebe zu tun hat. Die normale Logik unseres Lebens, die heute von allen Plakatwänden gepredigt wird: Wenn Du reich bist, wenn Du die teuerste Uhr am Handgelenk hast, dann bist du jemand, dann ist dein Leben gelungen, dann erfährst du Glück.

Die normale Arithmetik lautet hier: eins und eins ist zwei, Addition, noch besser Multiplikation, so wird ein Leben reich. Die Arithmetik des Gottesrei-

ches, die Logik des göttlichen Leben ist eine andere: eins plus eins ist drei, denn sie handelt von der Liebe: Wenn du dich verlierst, dann findest du dich erst, wenn du gibst, dann wirst du beschenkt, wenn du wirklich liebst, dann erfährst du Glück.

Ja, wer liebt, verliert sich, wer wirklich liebt, denkt zuerst nicht an sich, sondern an den oder die andere, will zuerst schenken, nicht bekommen, will zuerst Freude machen – und ich muss nicht lange erklären, wieviel Glück und Freude und Gewinn in diesem Selbstverlust liegt. Denn so wächst Leben, so brechen Mauern, in die wir uns eingeschlossen haben, so entweicht die Langeweile, die Ödnis der Selbstbezogenheit, und so beginnt das, was Leben zum wirklichen Leben macht. Das ist die andersgeartete Investitionspolitik, von der Jesus spricht. Und so entstehen übrigens auch wirkliche kulturelle Leistungen: Wer schreibt denn einen Roman für sich? Wer komponiert Musik für sich? Wer will vor einem leeren Saal seine Geige streichen? Und wer täte das nur für Geld? Wer Talente hat und sie einzusetzen bereit ist für andere, wer mit ihnen arbeitet und dabei nicht an sich denkt – bei dem erfüllt sich dieses Reichsgottes-Gesetz: „Wer hat, dem wird gegeben; wer nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat.“

Liebe Gemeinde: Das Gleichnis Jesu von den Talenten ist durchaus nicht nach dem Geist unserer Zeit, es steht ziemlich quer in der heutigen moralischen Landschaft. Letzte Woche habe ich in der Uhrenbeilage der NZZ gelesen, wie eine bekannte Schweizer Persönlichkeit von sich sagt, bei Begegnungen schaue er immer zuerst darauf, was sein Gegenüber für eine Uhr dieser trage. Ich habe mir gedacht: Nicht aufs Gesicht? Nicht in die Augen? Nicht auf die Talente? Ja, was macht einen Menschen zum Menschen? Ich wundere mich immer wieder, wie viele Menschen beim Kleidertragen bereit sind, wandelnde Werbesäulen zu sein, nur weil man denkt, dass man mit einem kleinen Krokodil auf dem Pullover zu den happy few gehört, mit einem schönen Auto zu den Glücklichen. Nichts gegen Qualität, nichts gegen Freude an guten Stoffen und guter Technik – aber irgendwie scheint mir, dass dieses Jesusgleichnis von den Talenten uns noch unglaublich viel zu sagen hätte. Wenn wir es bezögen auf diese Perspektive einer menschlichen Gesellschaft des Miteinanders und Füreinanders, nicht des Gegeneinanders, und also für ein Leben, in dem diese alternative Investitionspolitik zum Tragen käme.

Diese Lebenslehre Jesu hat keinen bedrohlichen Unterton, aber einen realistischen Sinn dafür, was wirklich zählt: Wer hat, dem wird gegeben, wer Liebe hat und Liebe schenkt, der erfährt Liebe im Überfluss und ist der Beschenkte.

In Gottes Talentwettbewerb ist das spannendste nicht, wer am Schluss alle anderen aussticht, sondern wer die Liebe so lebt, dass ihm von allen Seiten mit Liebe geantwortet wird und sein Leben eine Tiefe, eine Schönheit, und einen Glanz bekommt, der uns an den Glanz des Paradieses erinnert. Evangelium pur. AMEN



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

8. Januar 2006

Gottes Güte und unsere Gerechtigkeit

Denn das Himmelreich ist einem Gutsherrn gleich, der früh am Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. Nachdem er sich mit den Arbeitern auf einen Denar für den Tag geeinigt hatte, schickte er sie in seinen Weinberg. Und als er um die dritte Stunde ausging, sah er andere ohne Arbeit auf dem Marktplatz stehen, und er sprach zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg, und was recht ist, will ich euch geben. Sie gingen hin. Wiederum ging er aus um die sechste und neunte Stunde und tat dasselbe. Als er um die elfte Stunde ausging, fand er andere dastehen, und er spricht zu ihnen: Was steht ihr den ganzen Tag hier ohne Arbeit? Sie sagen zu ihm: Es hat uns niemand eingestellt. Er sagt zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg! Als es dann Abend wurde, sagt der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter und zahl ihnen den Lohn aus, angefangen bei den Letzten bis zu den Ersten. Und als die von der elften Stunde kamen, erhielten sie jeder einen Denar. Und als die Ersten kamen, meinten sie, dass sie mehr erhalten würden; und auch sie erhielten jeder einen Denar. Als sie ihn erhalten hatten, murrten sie gegen den Gutsherrn und sagten: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des Tages und die Hitze ertragen haben. Er aber entgegnete einem von ihnen: Freund, ich tue dir nicht unrecht. Hast du dich nicht mit mir auf einen Denar geeinigt? Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesem Letzten gleich viel geben wie dir; oder steht es mir etwa nicht zu, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will? Oder blickst du böse, weil ich gütig bin?

Matthäusevangelium 20.1-15

Liebe Gemeinde

«Im Weinberg Gottes zu arbeiten», das ist sprichwörtlich geworden. Denn viele nahmen und nehmen das ernst: Reichs-Gottes-Arbeit als eine Mitarbeit an einer andersgearteten, evangeliumsgemässen und deshalb auch menschlicheren Kultur. Und daraus ist viel Gutes entstanden, was unsere Welt tatsächlich auch menschlicher gemacht hat: Waisenhäuser, Krankenhäuser, die sogenannten Liebeswerke oder evangelisch-diakonischen Werke in Halle und Riehen, bis hin zu Albert Schweitzers Spital in Lambarene und zur Epilepsieklinik hier in Zürich.

Andere benutzen dieses Bild vom Weinberg des Herrn heutzutage eher ironisch, sie denken wahrscheinlich mit Blick auf unsere kirchliche Realität, was für ein kümmerlicher Wein da herauskommen muss...

Wie auch immer: Es ist eine schöne Vorstellung, dass die kulturelle Arbeit des Weinmachens ein Bild abgeben könnte für unser Mitwirken an Gottes Präsenz in der Welt. Denn bis man den Korkenzieher holen und ein Gläschen heben

kann, müssen vielfältige, handwerkliche und andere Arbeiten getan werden, da ist Wissen, Gefühl und gute Zusammenarbeit gefordert: Das beginnt beim richtigen Setzen der Weinschösslinge, geht weiter beim Aufbinden, der Pflege der Weinstöcke, dem Begiessen und Jäten, danach kommt der zweimalige Schnitt und dann – im richtigen Moment! – die Weinlese, bevor die Arbeit an den Pressen und im Weinkeller beginnen kann. Was gäbe es hier beim Hegen und Pflegen und Ernten für sinnige Bezüge zu entdecken! Sie merken es, ich würde bei dieser Bildwelt gerne noch ein wenig verweilen.

Aber wer dieses Gleichnis Jesu genau liest, der hat keinen lieblichen, eingängigen Wein, sondern eher eine Knacknuss vor sich, an der man sich die Zähne ausbeissen kann – oder jedenfalls einen kräftigen Denkanstoss, der unsere Vorstellungen von Gottes Güte und unserer Gerechtigkeit nochmals in Bewegung versetzen könnte.

Denn das Gleichnis hat ein irritierendes Moment in sich: Ein Gutsbesitzer geht am frühen Morgen auf jenen Platz, wo die Tagelöhner stehen. Er wirbt einige an, vereinbart mit ihnen den damals üblichen Lohn – einen Denar, das ist ein Silberstück – und schickt sie zum Arbeiten in seinem Weinberg. Drei Stunden später geht er nochmals hin, und wiederum heuert er einige an und sagt ihnen, dass er das Übliche zahlen will, und genau so nochmals drei Stunden später. Als er noch eine Stunde vor Arbeitsschluss Arbeiter auf dem Marktplatz findet, fragt er sie: Was steht ihr hier herum? Sie antworten kurz und trocken: Niemand hat uns eingestellt. Darauf bekommen auch sie Arbeit. Als es abends ans Auszahlen geht, erhalten alle denselben einen Denar, den vollen Tageslohn. Das ärgert jene, die schon seit dem frühen Morgen gearbeitet haben – aber ihre Reklamation fruchtet nichts: Haben wir uns nicht auf einen Denar geeinigt? fragt er sie.

Ja, zuerst einmal ist das irritierend. Gibt es in Gottes Reich keine Gerechtigkeit? Irritierend, weil wir Menschen, nicht erst in der modernen Arbeitswelt, darauf eingestellt sind, dass Lohn irgendwie etwas mit Leistung zu tun haben müsste. Und dass es einen Unterschied ausmacht, ob einer volle zwölf Stunden oder eben nur eine Stunde gearbeitet hat. Irritierend ist das Gleichnis, weil es unser Gerechtigkeitsgefühl ins Wanken und Schlingern bringt: Ausgerechnet Gott, der Gott der Gerechtigkeit und des Rechts! Wird er in diesem Gleichnis denn nicht auf etwas seltsame Weise mit einem verglichen, der diese Gerechtigkeitsnormen bewusst missachtet? Wer wird sich denn am nächsten Morgen noch früh auf den Marktplatz stellen, und nicht erst am frühen oder späten Nachmittag? Wenn das alle machen würden?!, das ist in solchen Situationen das unschlagbare Argument.

Und von einer ganz anderen Seite her wird nochmals deutlich, wie wichtig das Gerechtigkeitsgefühl für menschliche Gesellschaften ist: Das zeigt nämlich die

Diskussion um die Managerlöhne. Es geht hier – glaube ich – weniger um Neid, als um das ganz grundlegend verletzte Gerechtigkeitsgefühl, wenn jemand in derselben Firma 200 oder 300mal mehr verdient als andere Mitarbeiter, und das, ohne dazu noch wirklich mehr Risiko zu tragen und mit eigenem Geld dafür einzustehen... Gesellschaften brauchen für ihren Zusammenhalt so etwas wie ein grundlegendes Einverständnis in Fragen der Gerechtigkeit. Wer daran mutwillig oder aus Gier rüttelt, zerstört etwas ganz Grundlegendes auf schwer wieder gutzumachende Weise.

Viele haben herumgerätselt, wie man das Gleichnis so auslegen könnte, dass dieses irritierende Moment wegfällt. Man hat dermassen seltsame Antworten zu hören bekommen, dass ein berühmter Bibelwissenschaftler meinte, diese Ausleger sähen jenen Müssigen auf dem Platz ziemlich ähnlich, die lange ohne richtige Beschäftigung herumstehen und sich deshalb komplizierte Deutungen ausdenken.

Man muss das Gleichnis eben wörtlich nehmen. Der springende Punkt ist genau diese Irritation: Denn es ist ein Gleichnis vom Gottesreich. Es handelt sich also nicht um Gedanken zu Tarifverhandlungen, nicht um die neue Runde im Streit um Lohnerhöhungen... Das Gleichnis spricht über Gott und seine Güte, wie Gott auf Menschen zugeht und wie er mit uns umgeht. Beim einen braucht es länger, beim anderen weniger lang, bis er sich zur Mitarbeit entschliesst. Und deshalb braucht es diese Irritation. Nur sie führt zur Einsicht, dass es für Gott einen grundlegenden Punkt gibt, an dem das Rechnen aufhört, das Aufrechnen, die Vergleichen – weil eben jeder Mensch ein eigenes Wesen mit seiner eigenen Geschichte ist... Der entscheidende Satz im Gleichnis lautet: «Darf ich jenen, die später gekommen sind, nicht mehr geben, als üblich ist? Ärgert ihr euch, weil ich gütig bin?»

Damit reagiert das Gleichnis darauf, dass wir in Kategorien von Lohn und Entschädigung denken, wo dies grotesk falsch ist: Wenn wir Gutes etwa nur deshalb tun, weil das langfristig eine gute Investition ist und wir nachher „in den Himmel kommen“! Wenn wir Gutes nicht um des Guten willen tun, sondern weil wir uns damit etwas „verdienen“ wollen. Heinrich Heine berichtet sehr eindrücklich, wie er zusammen mit dem christlichen Philosophen Hegel in einer sternenklaren Nacht in den Himmel schaut, über das Jenseits und über Moral redet – und Hegel ihm dann ganz trocken entgegnet: Nun, Sie wollen also dafür, dass Sie ihre Grosseltern nicht umgebracht haben, auch noch belohnt werden und in den Himmel kommen? Hegel kritisiert damit zurecht einen Glauben, der zutiefst egoistisch ist, einen Glauben, dem andere Menschen eigentlich gleichgültig sind. Das Gute wird nur darum getan, weil man für sich selber eine Belohnung erhofft, nicht um des Nächsten und damit um des Guten willen.

Und in diesem Sinne zeigt das Gleichnis auf, wie unsinnig bestimmte Lohnideen im Bereich des Religiösen sind, wie unsinnig damit verbundene Vorstel-

lungen von Gerechtigkeit. Wann ein Mensch entdeckt, dass er lieber Mitarbeiter Gottes als ein auf sich zentrierter Einzelgänger sein will, hängt mit individuellen Lebensgeschichten zusammen, und das wird von Gott nicht nach- und aufgerechnet. Aber damit ist die Kraft dieses Gleichnisses noch nicht ausgeschöpft. Denn diese göttliche Güte und Barmherzigkeit wirft nun ein neues Licht auf unsere Vorstellungen von Gerechtigkeit! Weit davon entfernt, sie zu zerstören, schützt es sie und stärkt sie!

«Darf ich jenen, die später gekommen sind, nicht mehr geben, als üblich ist? Ärgert ihr euch, weil ich gütig bin?» Das nimmt nun eindeutig Bezug auf jene, die nicht dieselben Lebenschancen hatten, die Arbeit suchten und keine bekommen – die dann aber in ihrer ganzen Menschlichkeit anerkannt werden: Sie bekommen den vollen Tagesansatz, die ganze Silbermünze, um leben zu können.

Heutzutage sind die Chancen junger und älterer Menschen, überhaupt noch Arbeit zu bekommen, bestürzend schlecht. Sie stehen in einem oft unmenschlichen Wettbewerb, müssen 80, 100 Bewerbungen schreiben und bekommen nur Absagen. Gleichzeitig dominieren aber in der Öffentlichkeit, in den Medien die Berichte über einzelne Missbräuche der Arbeitslosenversicherung. Und so entsteht ein Bild von Arbeitslosen als Menschen, die meist gar nicht arbeiten wollten. Es gäbe kein Recht auf Faulheit, sagen Politiker, was stimmen mag. Aber eine solch pauschale Aussage ist ein Affront gegen all jene, die verzweifelt nach Arbeit suchen und keine bekommen. Es ist ein Affront, wenn deshalb die Arbeitslosengelder immer mehr gekürzt werden, weil die staatlichen Finanzen es nicht mehr zulassen würden, gleichzeitig aber ein Wettbewerb unter Gemeinden stattfindet, welche das günstigste Steuerparadies für die Reichsten anbieten kann. Denn das eine steht im direkten Zusammenhang mit dem anderen.

„Was steht ihr den ganzen Tag untätig herum?“ – diese Frage des Gutsbesitzers klingt fast so, als käme sie aus jenen politischen Debatten. Aber der Gutsbesitzer spricht nicht *über* die Arbeitslosen, sondern *mit* ihnen, und er tut das, um sie zur Mitarbeit einzuladen.

Liebe Gemeinde, auch wenn wir dieses Gleichnis genau gelesen und verstanden haben, so werden dadurch die Probleme der Arbeitslosigkeit nicht einfach gelöst. Aber es verändert unsere Perspektive, wenn wir Gottes Einladung an uns, mitzutun, im grossen Weinberg dieser Welt mitzuarbeiten, wirklich ernstnehmen und dann sehen, wie unsinnig Neid in religiösen Dingen, wie unsinnig Neid aber auch in weltlichen Dingen ist. *Ich will aber diesem Letzten gleich viel geben wie dir; oder steht es mir etwa nicht zu, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will?* Ja, es steht Gott wirklich zu, mit dem, was sein ist, nämlich mit seiner Güte und seinem Sinn für grössere Gerechtigkeit zu so wirken, wie er es will. Und es geht eine Menschlichkeit, es geht ein Glanz von diesem Reichtum Gottes aus, der in die Welt hineinleuchtet und auch uns erfassen und mitnehmen will.

Amen



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

15. Januar 2006

Eine Kultur der Vergebung

Da trat Petrus zu ihm und fragte: Herr, wie oft muß ich meinem Bruder vergeben, wenn er sich gegen mich versündigt? Siebenmal? Jesus sagte zu ihm: Nicht siebenmal, sondern siebenmal siebzimal.

Mit dem Himmelreich ist es deshalb wie mit einem König, der beschloß, von seinen Dienern Rechenschaft zu verlangen. Als er nun mit der Abrechnung begann, brachte man einen zu ihm, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Weil er aber das Geld nicht zurückzahlen konnte, befahl der Herr, ihn mit Frau und Kindern und allem, was er besaß, zu verkaufen und so die Schuld zu begleichen. Da fiel der Diener vor ihm auf die Knie und bat: Hab Geduld mit mir! Ich werde dir alles zurückzahlen. Der Herr hatte Mitleid mit dem Diener, ließ ihn gehen und schenkte ihm die Schuld. Als nun der Diener hinausging, traf er einen anderen Diener seines Herrn, der ihm hundert Denare schuldig war. Er packte ihn, würgte ihn und rief: Bezahl, was du mir schuldig bist! Da fiel der andere vor ihm nieder und flehte: Hab Geduld mit mir! Ich werde es dir zurückzahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging weg und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt habe. Als die übrigen Diener das sahen, waren sie sehr betrübt; sie gingen zu ihrem Herrn und berichteten ihm alles, was geschehen war. Da ließ ihn sein Herr rufen und sagte zu ihm: Du elender Diener! Deine ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich so angefleht hast. Hättest nicht auch du mit jenem, der gemeinsam mit dir in meinem Dienst steht, Erbarmen haben müssen, so wie ich mit dir Erbarmen hatte? Und in seinem Zorn übergab ihn der Herr den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt habe.

Matthäusevangelium 18.21-34

Liebe Gemeinde

„Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“ – diese Bitte aus dem „Unser Vater“ gehört zu den zentralen Sätzen unseres christlichen Glaubens. Sie reicht ins Kerngeschehen unseres christlichen Lebens und Fühlens hinein, denn Vergebung und Neuanfang heisst der verständliche Teil des heute fast unverständlich gewordenen Wortes Gnade. Aber auch wenn wir diese Bitte regelmässig im Gebet aussprechen, verstehen wir ihre Tragweite? Und wenn wir sie verstehen, vermögen wir Gottes Vergebung wirklich anzunehmen? So anzunehmen, dass sie als eine Kraft wirksam wird und wir dann unsererseits auch wirklich zur Vergebung gegenüber Mitmenschen bereit sind?

Über dieses grundlegende Geschehen der Vergebung und Erneuerung denkt der Evangelist Matthäus nach. Er hat das gelesene Gleichnis vom Schalksknecht, oder besser „Vom unbarmherzigen Schuldner“ an einer ganz wichtigen

Stelle in seinem Evangelium platziert. Im ganzen 18. Kapitel geht es um das Leben und den Auftrag der christlichen Gemeinde. Und deutlich wird, dass auch jene, die sich von Gott angesprochen wissen, die sich dem Kreis der Jünger angeschlossen haben, mit dem Leben dieser neuen Wirklichkeit Schwierigkeiten haben. Ganz am Anfang des Kapitels 18 lesen wir von der Frage der Jünger, wer der Grösste in Gottes Reich sei – als ginge es auch hier um Ansehen und Macht. Danach lautet das Thema, wie man in der Gemeinde mit Konflikten umgehen solle, dass man sie nicht nach aussen tragen solle, und schliesslich diese Frage des Petrus, wie viele Male man vergeben müsse. Der Evangelist zielt darauf, ob und wie der zweite Teil der Bitte aus dem Unser Vater in Wirklichkeit gelebt werden kann...

Matthäus hat vor Augen, dass das gar nicht so einfach ist. Einmal und auch ein zweites Mal wird man auch innerhalb der christlichen Gemeinde leichten Herzens sagen: Gut, vergeben. Aber schon beim dritten Mal fragt man sich: Was geht hier vor sich? Bin ich zu weich? Werde ich ausgenutzt? Fehlt mir der Sinn für Realitäten, die Kraft, eine klare Trennlinie zu ziehen: Bis hierher und nicht weiter?! Und deshalb zitiert Matthäus die Frage des Petrus, eine Frage aus dem Alltag, wo immer wieder Unrecht und Verletzungen geschieht: Wieviele Male muss ich meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben?

Jesu Antwort ist eine erstaunliche: Nicht siebenmal, sondern siebzimal siebenmal!

Das liest sich gut, man ist irgendwie beeindruckt: siebenmal siebzimal – bis man stockt und sich überlegt: 490 mal. Das heisst: Fast eineinhalb Jahre lang fällt täglich irgendetwas Ungerades oder Schlimmes vor, und immer soll man sagen: gut, vergeben!? Und wenn wir anders rechnen, in wenig hoher Kadenz: sechs Jahre lang an jedem vierten Tag: gut, alles in Ordnung, ich vergebe dir. Wir müssen uns das genau vorstellen, um einzusehen: Natürlich kann das nicht so gemeint sein, Jesus will auf die Zahlenlogik der Petrusfrage gar nicht eintreten und nennt nicht nur die vollkommene Zahl sieben, sondern sieben mal sieben mal – und das heisst: Du kannst das nicht zahlenmässig begrenzen, es kommt auf die Grundeinstellung an, es kommt auf dein menschliches Selbstverständnis an.

Und dann erzählt er ein Gleichnis, das nochmals überspitzt genau das in den Blick nimmt, was auch die Bitte im Unser Vater anspricht: nämlich das Doppelverhältnis zu Gott und zu den Mitmenschen:

Ein hoher Diener schuldet einem König die unglaubliche Summe von 10'000 Talenten – vielleicht ein Steuerpächter oder ein Staatsdiener, der die Einnahmen eines ganzen Landes an sich genommen und dann verjubelt hat. Solche Riesenveruntreuungen gibt es ja auch heute noch, nicht wahr. Aber einmal kommt der Tag der Wahrheit, so auch hier. Der Diener kann das natürlich nicht zurückzahlen, er bittet den König auf den Knien – und das Gleichnis erzählt sehr realistisch, dass in solchen Fällen nicht nur der Schuldner, sondern

auch seine Frau und Kinder in die Sklaverei verkauft wurden. Und damit wird deutlich: Es werden immer auch andere Unschuldige mit ins Verderben gerissen. Doch dann ereignet sich – wie fast immer in den Gleichnissen Jesu – eine erstaunliche und überraschende Wendung: Der König zeigt Gnade, er schenkt dem Schuldner seine Riesenschuld, restlos, bedingungslose Vergebung.

Wir können uns vorstellen, welches Gewicht diesem Menschen vom Herzen gefallen sein muss, der sich schon halbtot in der Schuldsklaverei gesehen hatte. Als freier, befreiter, begnadigter Mann läuft er aus dem Gefängnis hinaus und begegnet nun seinerseits einem, der ihm ein Weniges schuldet.

Und dann geschieht, wie es eben unter Menschen zugeht, dann geschieht genau das scheinbar Unmögliche und doch Wirkliche, das Schizophrene, könnte man im übertragenen Sinne sagen, auf das unser Gleichnis uns aufmerksam machen will, um uns die Augen zu öffnen: Dieser Riesenschuldner packt seinen kleinen Schuldner, bedrängt ihn und lässt ihn ins Gefängnis werfen – denn Recht ist Recht, und was mir zusteht, steht mir zu...Was dem König natürlich zu Ohren kommt und er ihn darauf zur Rede stellt.

Die ganze Kraft dieses Gleichnisses steckt in dieser Pointe, in der wir uns wiedererkennen sollen, nämlich in unserer Blindheit dafür, dass wir Geschöpfe sind, in unserer Blindheit für all das, was wir geschenkt bekommen haben, in der Blindheit dafür, was die echten Relationen gegenüber Gott sind, wie seltsam sich das ausmacht, wenn wir auf unsere Leistungen und auf Recht und dessen Durchsetzung pochen, um unsererseits keine Barmherzigkeit walten lassen zu müssen.

Wenn wir die Botschaft des Evangeliums richtig verstehen, so sind wir von Gott angenommen, sind wir von ihm gerechtfertigt, obwohl wir doch alle von uns selber wissen, dass wir recht zwiespältige Geschöpfe sind, dass wir uns mit der Friedlichkeit, mit der Mitmenschlichkeit und der Gerechtigkeit schwer tun. Wir werden, darauf zielt unser Gleichnis, wie jener Diener nicht mit all dem konfrontiert, was wir an Ungutem gelebt und verbrochen haben: Gott kommt auf uns zu mit seiner Vergebung, mit seinem Willen, aus unwilligen und fehlgegangenen Geschöpfen menschliche Mitarbeiter zu machen, und das heisst: Er gibt jedem von uns die Chance, neu anzufangen, wohin auch immer wir uns verrannt haben auf unseren Lebensläufen und Stolperwegen...

Und doch, wenn ich das offen sagen darf: an einer Stelle ist es mir unwohl bei der Auslegung dieses Gleichnisses, und an genau dieser Stelle bin ich gestern schrecklich steckengeblieben beim Schreiben der Predigt. Denn so korrekt die Aussage ist, dass wir allzumal Sünder sind, und so sehr jeder von uns bei sich Dinge entdeckt, die dunkel sind, so ist es mir nun doch unwohl, wenn ich damit eine theologische Tradition fortschreibe, die den Menschen sozusagen generell anschwärzen muss, damit Gottes Licht umso heller scheinen kann. Dietrich Bonhoeffer hat das mit deutlichen Worten kritisiert als eine schäbige

Theologie, die zuerst den Menschen schlechtmacht, um von Gott in hellsten Worten sprechen zu können. Er suchte nach einer Rede von Gott, die nicht bei unseren Defiziten und Schwächen ansetzt, sondern in der Erfahrung der Stärke und Befreiung! Und stimmt es nicht? Hat die christliche Kirche diesen seelischen Acker des Dunklen nicht zu intensiv bewirtschaftet, dieses Feld der Schuldgefühle? Und zwar, versteht sich, nicht immer aus uneigennütigen Motiven heraus. Ja es stimmt: Diese ganze Rede von Schuld und Sünde kann missbraucht werden, und sie wurde missbraucht. Ich will nun diese Irritation über unsere eigene theologische Tradition stehen lassen, die sich mit der Irritation über den Schluss des Gleichnisses verbindet – wo doch so etwas wie eine Drohung, ein Rachegeanke die helle Botschaft von der Vergebung verdunkelt. Ich vermute, dass das ein späterer Zusatz ist, weil er dem Kern des Gleichnisses widerspricht. Halten wir uns an die Kernaussage des Gleichnisses: Von Gottes Vergebung geht eine Dynamik aus, die wir selber nicht unterbrechen dürfen, eine Dynamik, von der wir uns erfassen lassen sollen.

Die eindrücklichste Formulierung, was Vergebung und Verzeihen für uns Menschen und für das menschliche Zusammenleben bedeuten, habe ich bei einer Denkerin des Politischen gefunden. Die deutsch-amerikanische Philosophin Hannah Arendt hat in ihrer Studie über die Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens und Handelns von zwei Heilmitteln der Seele gesprochen, vom Verzeihen und vom Versprechen. Schon dieses Bild, dass wir auch für die Seele einer Hausapotheke mit wirksamen Mitteln bedürften, finde ich grossartig.

Lassen Sie mich das zweite Heilmittel, dasjenige des Versprechens, vorausnehmen: In der Zukunft liegt so viel Ungewisses, sagt Arendt, so viel, woraus Ängste und Konflikte entstehen können! Ein Heilmittel gegen diese Unabsehbarkeit und Ungewissheit der Zukunft liegt ihrer Meinung nach darin, dass wir Menschen uns Versprechen geben können: Ganz private, als Ehepaare, als Familie, als Vereinigungen, aber gewissermassen auch als politische Gemeinschaften in unseren Verfassungen: Der Kern dieses Versprechens lautet dann: Was auch immer geschehen mag, wir werden zusammenhalten und die Probleme gemeinsam lösen. Das zweite Heilmittel betrifft die Vergangenheit – denn immer wieder werden in Ehen, in Familien, in Gemeinschaften und in der Öffentlichkeit Worte gesagt, die verletzen und zerstören, Dinge gemacht, die schlimm und katastrophal sind – und die nicht wieder ungeschehen gemacht werden können. Das Heilmittel, so sagt Hannah Arendt, „gegen Unwiderruflichkeit – dagegen, dass man Getanes nicht rückgängig machen kann, obwohl man nicht wusste und nicht wissen konnte, was man tat – liegt in der menschlichen Fähigkeit zu verzeihen.“

Gibt es eine knappere, schönere Formulierung der Dynamik, die in den Fähigkeit der Vergebung und des Versprechens stecken? Als christliche Gemeinde tun wir gut daran, unsere seelische Hausapotheke zu pflegen und sie mit diesem Geist der Guten Botschaft zu füllen.

Amen



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter
29. Januar 2006

Von der Dummheit im Allgemeinen wie im Speziellen

Dann wird offenkundig werden, dass man das Himmelreich mit folgender Geschichte vergleichen kann: Da waren zehn junge Mädchen, die bei einer Hochzeitsfeier dem Bräutigam entgegengehen und ihn dann mit Öllampen feierlich zur Hochzeit begleiten sollten. Fünf der jungen Mädchen waren dumm, fünf klug. Die dummen Mädchen nahmen zwar ihre gefüllten Lampen mit, vergassen aber, weiteres Öl einzupacken. Die klugen Mädchen nahmen dagegen ausser ihren Lampen auch Öl in Krügen mit. Der Bräutigam verspätete sich, und alle Mädchen nickten ein und schliefen. Gegen Mitternacht aber rief jemand: Der Bräutigam! Geht ihm entgegen!

Da wachten die Mädchen auf und richteten ihre Lampen her. Die dummen Mädchen wandten sich an die klugen und bettelten: Bitte, gebt uns von eurem Öl ab, unsere Lampen erlöschen gleich. Die aber erwiderten: Nein, es reicht nicht für uns alle. Geht euch selber welches kaufen! Während die dummen Mädchen nun weggingen, um Öl zu besorgen, kam der Bräutigam. Die andern, die bereit waren, gingen mit ihm zur Hochzeitsfeier; und die Haustür wurde geschlossen. Als später auch die dummen Mädchen vor der Tür standen und riefen: Herr, Herr, mach uns auf! Liess er ihnen ausrichten: Amen, ich sage euch, ich kenne euch nicht! Seid also auf der Hut, denn ihr kennt weder Tag noch Stunde.

Matthäusevangelium 25.1-13

Liebe Gemeinde

Es gibt Gleichnisse, auf die man sich freut als Prediger, bei denen sich schon Sätze und Gedanken einstellen, noch bevor man zur Feder oder in die Tasten greift: Das Gleichnis vom Sämann oder vom Samariter etwa, das Gleichnis vom Schatz im Acker oder das Gleichnis vom verlorenen Sohn.

In jedem dieser Gleichnisse strahlt etwas vom dem auf, was dem christlichen Glauben seinen Glanz gibt, nämlich das Licht einer wirklich guten Botschaft: Da gibt es dramatische Hilfeleistung, da wird Grossartiges entdeckt und alles andere liegengelassen, da wächst vielfache Frucht, da wird ein verloren Gelaubter in die Arme geschlossen, und damit kommt jedes Mal ein menschenfreundlicher und barmherziger Gott in den Blick. Zugleich wird aber auch heilsam-kritisch ein Mensch sichtbar, der mit seinesgleichen nicht so menschenfreundlich umgeht. Das bringt uns ins Denken, denn wir sind diese Menschen, da springt der Funke des Gleichnisses. Solche Texte verändern uns.

Aber es gibt auch Gleichnisse, vor denen man sich insgeheim fürchtet als Prediger, weil man einen übergrossen Drohfinger wahrzunehmen meint, weil da irgendwie – mir jedenfalls geht es so – das Gute der Guten Botschaft hinter einer stacheligen, dornigen, negativen Schale verborgen ist: Und dazu gehört das Gleichnis von den fünf klugen und fünf dummen Mädchen.

Irgendwie sträubt sich in mir jedes Härchen und jede Borste, die leise oder laute Drohung zu predigen, die in diesem Gleichnis zu stecken scheint. Soll ich nun diesen drohend aufgerichteten Zeigefinger mir zu eigen machen und Ihnen, liebe Gemeinde, einheizen, dass es zu spät ist, wenn es zu spät ist? ...dass die Türen und Schalter dann geschlossen sind...? Es sträubt sich in mir alles, weil ich das Gute dieser Guten Botschaft noch nicht sehe.

Mein Widerstand kommt auch daher, dass mir die Geschichte selber nicht einleuchtet: Was können die armen Mädchen denn dafür, dass der Bräutigam sich verspätet? Ist es ihr Fehler, wenn sie das nicht einkalkuliert und entsprechend Ölreserven angelegt hatten? Wurde das Gleichnis womöglich von einem saudi-arabischen Prinzen gesponsert? Und ist es gerecht, dass die dummen Mädchen dann, wenn sie springen um neues Öl zu besorgen, einfach ausgeschlossen werden mit dem schrecklichen Satz: «Ich kenne euch nicht»?! Wer zu spät kommt, den bestraft die Geschichte, und der liebe Gott dazu?

So habe ich mich gestern Nachmittag, nachdem sich meine Taktik, Schwieriges einfach hinauszuschieben, nicht mehr länger aufrechterhalten liess, mit unguuten Gefühlen an den Schreibtisch gesetzt – und glaube herausgefunden zu haben, wo der Wurm sitzt. Ein wenig mitschuldig ist der Evangelist Matthäus: Denn er setzt dieses Gleichnis ins 25. Kapitel neben andere Texte, welche die begrenzte Frist unseres Lebens und der Welt anmahnen, also ins Endzeitkapitel, wo es nicht hingehört. Nicht, dass es nicht sinnvoll und notwendig wäre, uns die Endlichkeit unseres eigenen Lebens und die Endlichkeit dieser Welt vor Augen zu halten: „Passt auf, seid auf der Hut, denn ihr kennt weder Tag noch Stunde!“ Das gehört zur Weisheit dazu, macht uns menschlich, aber Drohung und Angst sind schlechte Ratgeber.

Das Problem steckt genau dort, wo wir – ein bisschen angestiftet durch Matthäus und die spätere kirchliche Tradition, in jenem Bräutigam nun plötzlich Jesus sehen, und also das Gleichnis nicht mehr als Gleichnis, sondern als Allegorie lesen. Das heisst: Keine Geschichte mehr lesen, die wie ein Witz mit einer Pointe einen Funken schlägt und uns so schlau machen will. Sondern nun eine ungut moralisierende Story zu entschlüsseln versuchen über jene, die das grosse Fest verpassen und ausgeschlossen werden von Gott... (Und oftmals haben dann Theologen auch noch wissen wollen, wer diese Dummen sind: etwa die Juden, die nun definitiv ausgeschlossen seien).

Lesen wir die Geschichte aber als Gleichnis – und hier ist mir wieder der Neutestamentler Joachim Jeremias mit seinen Sacherklärungen zu Hilfe gekommen – dann sind wir mitten im lebendigen Leben der Zeit Jesu, wo geliebt und geheiratet wird, wo das zünftig gefeiert wird mit herrlichen Bräuchen, die sich zum Teil in Palästina bis ins 19., ja 20. Jahrhundert erhalten haben! Der Höhepunkt einer Hochzeitsfeier war es eben, dass der Bräutigam spät nachts als Letzter in sein Vaterhaus zurückkehrt, begleitet von jungen Mädchen, die ihm mit Lichtern entgegeneilen und ihn das letzte Wegstück zum Haus in ei-

nem leuchtenden Fackelzug begleiten. Dort wartet schon die Braut – und dann wird nochmals feste gefestet. Dass sich der Bräutigam verspätet, ist nicht schlechter Erziehung oder Schludrigkeit anzulasten, es gehört zum Brauch: Denn er ist bei den Verwandten der Braut, muss noch über die Geschenke feilschen – und jede Familie der Braut macht deutlich, wie wertvoll ihr die eigene Tochter ist, wenn sie den Preis hochhandelt und den Bräutigam noch etwas schmoren lässt... – Das alles ist ein Teil des Spiels, des Brauchs, der Symbolik.

Jetzt wird das Gleichnis wieder als Gleichnis lesbar, denn wir wissen nun: Die Mädchen kennen den Brauch, sie kennen das Spiel – und da sind eben fünf, die dumm sind. Nehmen nur schnell, hopp hopp, noch eine Fackel mit, obwohl sie doch wissen, dass sich die Sache fast immer hinauszögert – und stehen dann, wenn sie dem Bräutigam feierlich im Fackelzug entgegeneilen sollten, ohne Öl da. Ja, zu dumm! Und genau davon handelt das Gleichnis: Nämlich wirklich und nur von der Dummheit.

Wieviel Dummheit gibt es im Leben! Wie unbezwingbar ist sie, eine Weltmacht geradezu, so träge, so denkfaul, so reaktionsschwach, so wirklich nicht böse gemeint und doch so haarsträubend dumm und in ihren Wirkungen fatal, diese Weltmacht Dummheit! Natürlich geht es Jesus nicht ums Lamentieren, er spricht vom Reich Gottes, nicht einfach von einer Party. Aber er droht keineswegs, sondern er führt einfach vor Augen, wie man das eigentliche Leben verpassen kann, wenn man im richtigen Augenblick ans Falsche denkt, permanent den Kopf anderswo hat, oder im falschen Augenblick das Richtige unterlässt, permanent das, was man eigentlich tun sollte, nicht tut. Und jetzt springt der Funke und wir kommen ins Sinnieren... – Ja, wie viel könnten wir alle beitragen mit höchst Eigenem, wenn es eine Weltgeschichte der Dummheit zu schreiben gälte!

Die klarsten, schönsten Formulierungen zur Dummheit finde ich in der «Kirchlichen Dogmatik» von Karl Barth, der sie eben mit der Sünde zusammenbringt: *«Darin besteht und äußert sich des Menschen Dummheit, daß er in der Meinung, ohne Erkenntnis Gottes und ohne Gehorsam seinem Wort gegenüber wesentlich zu sein und das Wesentliche zu treffen, gerade nie wesentlich ist, nie das Wesentliche trifft: Immer kommt er zu früh oder zu spät. Immer schläft er, wo er wachen sollte und immer regt er sich auf, wo er ruhig schlafen dürfte. Immer schweigt er, wo er reden sollte und immer führt er das Wort, wo Schweigen das allein gute Teil wäre. Immer lacht er, wo er weinen sollte, und immer weint er, wo er getrost lachen dürfte. Er will immer eine Ausnahme machen, wo die Regel gelten müßte und immer unterwirft er sich einem Gesetz, wo er die Freiheit zu wählen hätte. Er werkelt immer, wo nur Beten, und betet immer, wo nur Arbeiten helfen würde. Immer betrachtet er historisch und psychologisch, wo es um Entscheidungen ginge und will immer rasch entscheiden, wo nun wirklich zunächst historisches und psychologisches Betrachten am Platze wäre. Immer streitet er, wo es nicht nötig, sondern schädlich ist und immer redet er von Liebe und Frieden, wo einmal in aller Ruhe dreinzuschlagen wäre. Er führt immer den Glauben und das*

Evangelium im Munde, wo es gelten würde, ein Stück gesunden Menschenverstandes zur Sprache zu bringen und immer vernünftelt er, wo man sich und Andere getrost in die Hände Gottes befehlen dürfte und sollte.» (KD IV,2, S. 465)

Und genau davon handelt dieses Gleichnis nun, wie wir alle nicht ans Öl denken, wo wir doch nun wirklich wissen könnten, dass es immer länger dauert und ein wenig Reserveöl einfach dabei sein muss: Wenn wir denn das richtige Leben, das Fest nicht verpassen wollen! Und was tut sich alles auf, wenn wir nun überlegen: Wo müsste ich ein wenig Reserveöl mitnehmen? Wo müsste ich über die Nasenspitze hinaus denken, in meiner Ehe, in meiner Partnerschaft, meinen Kindern gegenüber, im Geschäft? Über den Tellerrand meiner eigenen Rösti hinaus, und mich die anderen sowieso nichts angehen...

Ja, liebe Gemeinde, für die privaten Dummheiten wird jede und jeder von Ihnen einen eigenen Vorrat haben, so wollen wir über die gemeinsamen Dummheiten reden: Da halten wir mit den Kategorien der französischen Parlamentsgeografie von 1789 uns gegenseitig vor, Linke oder Rechte zu sein, werfen uns gegenseitig Sozialabbau oder Maximalverschuldung vor – und gehen nicht gemeinsam daran, nun wirklich unsere Sozialwerke so zu sichern, dass wir sie bezahlen können. Damit jene, die sie wirklich brauchen, von diesem notwendigen Netz noch aufgefangen werden. Da huldigen wir gemeinsam der Weltmacht Dummheit, indem wir lieber streiten, als ein wenig Klugheit auf Vorrat parat zu haben. Als hätten wir dieses Problem nicht gemeinsam, als würden es die anderen produzieren! Und noch ein Beispiel: Alle starren nur auf Wachstumsziffern, als könnte die Weltwirtschaft tatsächlich ins Unendliche wachsen, als könnte unser Oekosystem tatsächlich einfach alles, was wir in unserer Wachstumsfixierung verfeuern und verbrauchen, auffangen. Hier schauen wir alle keine 200 Meter über unseren Nahhorizont hinaus..., dabei gäbe es doch Alternativen im qualitativen Wachstum, in alternativen Techniken...

Aber Sie merken, ein wenig gerate ich ins Lamentieren – statt dass ich wie Jesus über die Dummheit lache und mir schleunigst ordentlich Öl besorge – nicht Erdöl, sondern Öl für die Fackel, mit der ich den Bräutigam zum Fest des Lebens begleiten kann.

Und jetzt stört es mich nicht mehr, dass das Gleichnis, wenn der Funke gesprungen ist, mir wirklich auch mit einem gewissen Ernst einschärft: Ja, man kann zum Fest des Lebens zu spät kommen, ja, man kann gewisse Dinge aus Unachtsamkeit und Blödheit verdudeln. Ja, es gibt wirklich Momente – und eigentlich sind es Momente fürs ganze Leben – wo wir einander helfen, uns gegenseitig stupfen und sagen müssen: Hast du an dein Öl gedacht? Realisierst du, dass das Leben eigentlich ein Fest ist, weil es auf die Begegnung mit dem Göttlichen, mit dem Wahren, mit Gott selber zielt?

Wenn wir es schaffen, uns dies gegenseitig so witzig zu sagen, wie Jesus es uns mit dem Gleichnis sagen wollte, dann wird es einen wunderbaren Lichterzug ins Hochzeitshaus geben. *Amen*



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

5. Februar 2006

Von guten und bösen Mächten

Ein anderes Gleichnis legte er ihnen vor: Das Himmelreich gleicht einem, der guten Samen auf seinen Acker säte. Während aber die Leute schliefen, kam sein Feind, säte Unkraut unter den Weizen und machte sich davon. Als die Saat aufging und Frucht brachte, da kam auch das Unkraut zum Vorschein. Da traten die Knechte zum Hausherrn und sagten zu ihm: Herr, war es nicht guter Same, den du auf deinen Acker gesät hast? Woher kommt dann aber das Unkraut? Er antwortete ihnen: Das hat ein Feind getan! Da fragten ihn die Knechte: Sollen wir also hingehen und es ausreissen? Er sprach: Nein, damit ihr nicht, wenn ihr das Unkraut ausreisst, auch den Weizen mit herauszieht. Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte. Und zur Zeit der Ernte werde ich den Schnittern sagen: Reisst zuerst das Unkraut aus und schnürt es zu Bündeln, um es zu verbrennen, den Weizen aber bringt ein in meine Scheune! Matthäusevangelium 13.24-30

Liebe Gemeinde

I

Gestern vor einhundert Jahren, am 4. Februar 1906, wurde Dietrich Bonhoeffer geboren – ein evangelischer Theologe, bei dem Denken, Beten und Leben in eindrücklicher Einheit verbunden waren. Ein Mann von grosser Überzeugungskraft, ein leidenschaftlicher Intellektueller und mutig Handelnder, zugleich ein Christ, der nicht nur professoral über das Gebet sprach, sondern es täglich praktizierte und daraus Kraft für seinen ungewöhnlichen Weg schöpfte. Ein Mann deshalb von Disziplin und Konzentration – er selbst hätte von Zucht gesprochen – aber zugleich ein Mann mit einem weiten Horizont und einer geistigen Offenheit, der nach Indien zu Mahatma Gandhi reisen wollte, um dessen gewaltlosen Kampf für Gerechtigkeit und Frieden kennenzulernen, ein früher Denker der oekumenischen Bewegung, der in Amerika Impulse aus den lebendigen Gottesdiensten und Spirituals schwarzer Christen aufnahm. Ein Professor der Theologie, der nicht nur ein Buch mit dem Titel „Die Nachfolge“ publizierte, sondern den dort beschriebenen Weg auch ging. Nachfolge Christi, so sagte er eindringlich, heisst dem Leiden nicht ausweichen und sein Kreuz auf sich nehmen. Einer der dezidiertesten und mutigsten Vertreter der Bekennernden Kirche und des Kampfs gegen den Antisemitismus in Kirche und Gesellschaft – schliesslich ein Mitverschwörer im Widerstand gegen Hitler, was ihn ins Gefängnis, in endlose Verhöre, zuletzt an den Galgen brachte. Ein Mann nicht ohne Widersprüche, aber einer, der sich dieser Widersprüche bewusst war und dennoch täglich versuchte, sein Christsein entschieden, ruhig, gelassen und fröhlich zu leben.

II

Ein evangelischer Heiliger? Sie werden wissen, dass er am Portal der Westminster Abbey in Stein gehauen steht, mit neun anderen Märtyrern des 20.

Jahrhunderts zusammen. Er selber hätte gegen die Bezeichnung „Heiliger“ entschieden Widerspruch eingelegt! Sein Gedicht „Wer bin ich?“ spricht davon, wie andere ihn als heiter und freundlich und siegreich noch in der Zelle beschreiben, er selber sich aber als unruhig, ohnmächtig, zornig über all das Böse erlebe. Schliesslich fragt er sich selbstkritisch, ob er ein Heuchler sei, und wendet sich schliesslich mit seiner Frage an Gott: „Du kennst mich, Dein bin ich, O Gott“.

Widerspruch hätte Bonhoeffer auch dagegen eingelegt, dass seine Gedanken und sein Leben Gegenstand einer Predigt würden – denn er war ein entschiedener Theologe der Schriftauslegung. Nur im Nachdenken über das in den biblischen Texten gegenwärtige Evangelium höre man das lebendige Wort Gottes.

Dietrich Bonhoeffers zu gedenken kann deshalb nur heissen, mit ihm in dieselbe Richtung zu schauen, wo er Licht sah, gleichsam mit ihm zusammen die Bibel zu lesen. Deshalb fahren wir in der Auslegung der Gleichnisse fort, mit dem Gleichnis vom Unkraut im Acker – und sind damit freilich sogleich mitten in den Fragen, die ihn bewegt haben: Wie geht man mit dem Bösen um, gerade wenn es in eigenen Bereich aufbricht? Darf man, muss man dagegen kämpfen?

III

Beginnen wir mit der Frage: Müssen wir denn dieses Gleichnis überhaupt auslegen, wo doch Matthäus selber in den Versen 36-43 eine Deutung gibt? Das Problem dabei, liebe Gemeinde, ist wiederum (wie schon beim Gleichnis des letzten Sonntags) – dass diese Erklärung eine allegorische Deutung gibt (der Sämann ist Jesus, der Unkraut Säende der Teufel, die Ernte das Weltende). Aber diese Deutung ist mit grösster Wahrscheinlichkeit *nicht* von Jesus selber, sondern spätere Zutat. Sie verschiebt die ganze Aufmerksamkeit aufs Weltende hin, sie allegorisiert und evoziert Höllenfeuer – keine sehr erbauliche und hilfreiche Botschaft. Konzentrieren wir uns also auf das Gleichnis selber. Es hat eine andere Perspektive. Es fragt danach, wie wir in der Gegenwart damit umgehen sollen, wenn es zu tiefgreifenden Konflikten mitten in der Gemeinde kommt, wenn gerade die, mit denen man zusammen einen neuen Weg gehen will, von destruktiven, gefährlichen Gedanken ergriffen werden und entsprechend handeln.

Das sind Situationen, die gar nicht so eindeutig sind: nicht hier die Lieben und dort die Bösen, sondern ein wogendes, bewegtes Feld mit wachsendem Weizen. Und während man sich einig zu sein scheint und sich in Sicherheit wiegt, taucht plötzlich ein gefährliches Unkraut auf. Jesus erzählt anschaulich und präzise, er spricht nämlich von einem Unkraut, das dem Weizen täuschend ähnlich ist, vom sogenannten Lolch, auch Tollkorn genannt. Das ist eine giftige Sorte, die verheerend ist und eine Ernte verseuchen kann.

Auch dieses Gleichnis Jesu kommt den Erwartungen der Hörer nicht entgegen, es irritiert sie vielmehr: Denn klar ist, Tollkorn wird in Palästina sogleich ausgejätet... Aber eben, das ist mit Verlusten verbunden, denn die Wurzeln des Tollkorns umschlingen Weizenwurzeln, beim Ausreissen geht viel an gutem Weizen damit verloren...

Weil es ein Gleichnis und keine Allegorie ist, so geht es nur um den springenden Punkt, nur um den zündenden Funken – im Blick auf die Frage: Wie

gehen wir mit Tendenzen um, die wir für böse, schädlich, gefährlich halten? Und Jesus überrascht – wo jeder denken würde, dass hier das Böse sogleich ausgerissen, mit Stumpf und Stil ausgerottet werden müsse, sagt er: Lasst es stehen, konzentriert euch auf anderes.

IV

Natürlich erinnern wir uns nun an die Bergpredigt, an die Sätze: „Widerstehet dem Bösen nicht“, nicht nur an Sätze wie „Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst“, sondern eben auch schwierigere Worte wie „Liebet Eure Feinde“! Und mit diesen Sätzen tauchen nun Fragen auf. Wenn wir mit Bonhoeffer die Bibel lesen – uns zurückversetzen in die Dreissigerjahre mit ihm, der so leidenschaftlich davon überzeugt wahr und auch recht hatte, dass Antisemitismus und Rassismus in der Kirche nichts zu suchen hätten und bekämpft werden müssten, dann fragen wir uns: Aber hat er denn selber nicht gekämpft? Wie ging er mit diesen Sätzen selber um?

Sein Buch über die „Nachfolge“ besteht in der Hauptsache aus einer Auslegung der Bergpredigt Jesu – und eben auch des irritierenden Satzes „Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen!“, des Gebotes der Feindesliebe. Und ganz deutlich wird bei Bonhoeffers Auslegung: Es geht keinesfalls um eine Verharmlosung des Bösen, im Gegenteil! Es geht um eine Überwindung des Bösen, aber eben so, dass man sich auf die Mittel des Bösen nicht einlässt. Das Böse wird dann kraftlos, wenn es in uns das nicht findet, was seine zerstörerische Kraft bestätigt und verstärkt: wiederum Böses nämlich, Hass, Rechthaberei, Durchsetzung um der Durchsetzung willen.

V

Und das scheint nun auch die Pointe unseres Gleichnisses zu sein: Konzentriert euch nicht auf das Umkraut, fixiert euch nicht darauf, die Bösen zu orten und zu bekämpfen, und damit auch andere zu gefährden, womöglich andere zu verdächtigen, womöglich euren Ängsten aufzusitzen und andere anzuschwärzen, immer in der Meinung, ihr wüsstet genau, was denn Weizen und was Unkraut ist, was denn giftig und was ungiftig ist. Durch diesen Kampf werdet ihr geprägt und nehmt selbst etwas vom Gesetz dieser bösen Kämpfe an, ja ihr kommt in die Gefahr, es gegen euren Willen zu verbreiten.

Das Gleichnis sagt nicht, dass es keinen Unterschied zwischen Weizen und Tollkorn gebe – keineswegs. Es sagt auch nicht, dass im Fazit eines Lebens von Gott her kein Unterschied gemacht werde. Nein, das Unkraut hat keinen Bestand, es trägt keine Frucht, wird weggeworfen – das sind deutliche Bilder für die Nichtigkeit und den Selbstverlust des Bösen. Das Aussortieren aber, das Richterspielen, die endgültige Entscheidung und die damit verbundene Kampfgesinnung, sagt unser Gleichnis, das alles sollen wir besser lassen.

VI

Aber – so fragen wir uns nun – hat denn nicht Bonhoeffer selber schliesslich den Entschluss gefasst, sich an der Verschwörung und an den Attentatsplänen zu beteiligen? Ja, so ist es. Aber es gibt eben Situationen, die man mit ethischen Regeln nicht bewältigen kann. Es gibt extreme Situationen von solcher Gefährdung, wo auch die richtigen Sätze aus der Bergpredigt und jene Grund-

einsichten und Maximen unseres Gleichnisses übertreten werden müssen. Bonhoeffer wusste darum, dass er mit seiner Beteiligung gegen eines der Zehn Gebote verstossen würde. Aber er wusste auch, dass es Situationen gibt, in denen man schuldig werden muss, um nicht noch mehr Schuld auf sich zu laden. Er wusste, dass er bereit sein musste, seinen Preis dafür zu bezahlen. Bei der Nachfolge Christi handelt es sich nicht um Ideen und ethische Grundprinzipien, sondern um Gehorsam in ganz konkreten Situationen. Damals waren das extreme Situationen, in denen wir heute, Gott sei Dank, nicht stecken. Deshalb sollten wir uns auch nicht auf solche Extreme konzentrieren, sondern auf die Erfordernisse unseres Alltags.

VII

Verstehen wir uns richtig: Dietrich Bonhoeffer war auch, bevor er sich dem militärischen Widerstand anschloss, ein Kämpfer. Seine Schrift von der „Nachfolge“ trägt auch die Züge eines Pamphlets gegen eine Kirche der billigen Gnade, eine Kirche, die ihr grösstes Gut zu Billigpreisen verschleudert. Gegen eine Kirche, die immer von Gnade und Vergebung spricht, und nie von Sünde, Korruption und Nachfolge zu sprechen wagt. Und darf ich auch das anfügen: Bonhoeffers Kritik an dieser Ausverkaufs-Kirche mit ihren Billigwaren trifft heute fast noch mehr zu als damals – und das sollte uns alarmieren, sollte uns ins Nachdenken bringen. Eine Kirche, die nur noch „Liebet einander“ im Sinne von „All you need is love“ sagt, hat das Evangelium vergessen und arbeitet an ihrer Selbstzerstörung. Aber, die Botschaft des Gleichnisses bleibt bestehen: Wer sich nun kampfesfreudig nur darauf konzentriert, diese Fehlentwicklung und ihre Exponenten zu bekämpfen, der wird von dem Bösen und Falschen, was er zu sehen und bekämpfen zu müssen meint, selbst geprägt. Die Kraft zur Überwindung kommt nur aus dem Guten, von Gott selber her!

VIII

Die meisten von Ihnen kennen das Glaubensbekenntnis Bonhoeffers, ich habe es vor einem knappen Jahr in einer Predigt zitiert. Dieses Bekenntnis steht in einem Rechenschaftsbericht mit dem Titel „Nach zehn Jahren“, den er kurz vor seiner Verhaftung geschrieben hat. Es ist eine eindruckliche Bestätigung der Guten Botschaft, die auch in unserem Gleichnis steckt und lautet folgendermassen:

„Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.“ Das sind Sätze, die nur aus Bonhoeffers Osterglauben verständlich sind: aus einem Glauben nämlich, der im Tiefsten an die Kraft Gottes glaubt, der den Tod durch das Leben, der das Böse durch das Gute überwunden hat und täglich neu überwindet. Und eindrucklich, wie Bonhoeffer noch in einem solchen Moment der Anspannung den Humor und die Selbstironie nicht verliert, wenn er fortfährt: „Ich glaube, dass auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind, und dass es Gott nicht schwerer ist, mit ihnen fertig zu werden, als mit unseren vermeintlichen Guttaten.“ Dieses Bekenntnis schliesst mit den schlichten Sätzen dieses eindrucklichen Christen: „Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum (Schicksal) ist, sondern dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet.“

Amen



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter
12. Februar 2006

gesalzen, versalzen, erhellt

Ihr seid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz nicht mehr salzt, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, als daß man es wegschüttet und läßt es von den Leuten zertreten. Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind. So laßt euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen..

Matthäusevangelium 5.13-16

Liebe Gemeinde

Heute haben wir es mit zwei Minigleichnissen zu tun, mit den zwei Bildworten vom Salz und vom Licht. Sie handeln nicht, wie die meisten anderen Gleichnisse Jesu, von der Präsenz und Herrschaft Gottes, sondern von den Jüngern, von der Gemeinde Christi – also ganz direkt von uns! Aber da das zweite – *Ihr seid das Licht der Welt* – auf den ersten Blick fast schon aus einer kirchlichen Marketingabteilung stammen könnte, denn welche Werbung verspricht nicht zuviel?, welche Reklame nimmt den Mund nicht zu voll und scheint gerade deshalb so wunderbar tröstlich und stärkend?... – deshalb beginnen wir besser mit dem ersten, in dem es ums Salzen geht.

Das ist etwas schwieriger, denn mit richtig dosiertem Salz kann man nicht nur ein Essen schmackhaft und würzig machen, die Eigenaromen verstärken und konturieren, man kann bekanntlich auch ein ganzes Essen damit ungeniessbar machen. Salz reinigt nicht nur, wirkt nicht nur als Konservierungsmittel, es ätzt auch, kann in offenen Verletzungen brennen, Salzwasser kann dafür sorgen, dass eine Wunde nicht verheilt.

Ihr seid das Salz der Welt, da müssen wir also wirklich etwas genauer hinsehen und überlegen, was Jesus damit seinen Jüngern und Jüngerinnen sagen wollte!

I

In der Antike war Salz tatsächlich eines der kostbarsten Güter und Basismittel. Erste Handelswege entstehen entlang den Salzstrassen, man brauchte es nicht nur fürs Essen mit seinen notwendigen Mineralien, man brauchte es auch, ich habe es gesagt, zum Konservieren von Speisen, auch zur Reinigung, übrigens auch in kleinen Dosen zur Düngung der Äcker. Deshalb spielt es auch in religiösen Opferbräuchen eine Rolle, ja, es ist im Alten Testament sogar von

einem „Salzbund“ die Rede (4. Mose 18.19), der eine besonders unverbrüchliche Beziehung bezeichnen sollte: Er ging vermutlich darauf zurück, dass man mit solchen Verbündeten zusammen kostbares Salz ass.

Und damit bekommt die Bildrede Jesu eine grössere Tiefe. Sie sagt bedeutend mehr, als dass die Präsenz von Christen in einer Kultur anständiges, aber etwas fades Essen noch etwas schmackhafter machen sollte: Etwa, indem sie zu dieser Kultur ein Quäntchen religiösen Sinn und darüber hinaus die Schönheit religiöser Zeremonien beisteuern sollten... So nach dem Motto, dass einer Hochzeit ohne kirchliche Trauung einfach etwas fehlt...

Nein, es weist zuerst einmal darauf hin, dass Jesus davon ausging, dass Christen eine Minderheit sein würden, aber eben eine Minderheit mit einem vitalen, vielseitigen Beitrag. Und dass die Kirche dann wuchs, sich Strukturen gab, sogar den römischen Staat irgendwie überwand und Staatsreligion wurde – das kann man beurteilen wie man will (ich sage das so vorsichtig weil es heute nur negativ gesehen wird), sicher ist, dass etwas damit verloren ging: Zuviel Salz, oder eben Salz, das nicht mehr so richtig salzt, das taugt nicht so viel.

II

Was dieses Bildwort aber sicher auch aussagt, ist dies, dass in christlicher Analyse und Rede eine gewisse Schärfe nicht fehlen dürfe. Salz ist nun einmal kein Zucker, auch kein Oel. Es ist vielmehr ein mit Aggressivität begabtes Mineral, im Konzentrat von beträchtlicher Ätzkraft. Und so wurden die ersten Christen im römischen Reich wahrgenommen, weil sie gegen den grossen Konsens, gegen die grosse Übereinstimmung aller zu sagen wagten, dass dieser Kaiser- und Reichskult ein Götzendienst sei. Ja, deswegen wurden sie gar als „Atheisten“ bezeichnet – nur einen unsichtbaren Gott zu haben, und *nicht* diesen vielgestaltigen Polytheismus zu verehren, das fanden die Römer unreligiös und barbarisch.

Und wenn wir ins Alte Testament zurücksehen, so waren die Propheten bekannt und gefürchtet für ihre ätzenden Reden und Bildworte. Nicht selten ist das nicht cum grano salis, sondern es steckt ein gutes Quantum Salz drin. Etwa im Buch Amos, wenn alle so andächtig und spirituell im Staatstempel von Bethel zusammen sitzen – und der Prophet Amos lospoltert, dass Gott diese religiösen Feiern hasse und verabscheue, weil gleichzeitig Arme wegen ein paar Sandalen in die Schuldklaverei verkauft würden. Gott sehe lieber Gerechtigkeit als Weihrauch. Und manchmal sogar versteigen sich Propheten zu Karikaturen, salzigen Kommentaren und ironischen Volten, mit denen sie ihre Reden würzen.

Dieser Faden der Selbstkritik, der Kritik auch an religiösem Schein und Zauber, führt zu Jesus, und über die Reformatoren bis in die Neuzeit hinein. Und deshalb gehört dieser kalte Blick, gehört ein scharfes Wort, ein kaustischer Witz zu unserer Kultur. Manchmal hat dieses Salz etwas Reinigendes, etwas Befreiendes – denn auch Religion ist eben nicht gefeit davor, mit Macht und Reichtum vermengt und so missbraucht zu werden. Eine Verbindungslinie von der Bibel und von Jesus her führt also zur Aufklärung, zur Kritik an der Religion – und damit verbunden, zur Rede- und Gedankenfreiheit der europäischen Gesellschaft.

III

Sie merken es, liebe Gemeinde, ich will damit auch auf die Mohammed-Karikaturen in der dänischen Zeitung zu sprechen kommen. Ja, in unserer Kultur muss es möglich sein – und wir müssen das verteidigen –, dass auch Religion zum Gegenstand von Ironie, von Witz, von Karikaturen wird. Denn Salz reinigt auch. Judentum und Christentum haben nicht nur Weihrauch und Oel zu unserer Kultur beigesteuert, sondern auch geistiges Salz! Minerale, die nötig sind, reinigendes Salz, würzendes Salz.

Und doch bin ich entsetzt, und möchte diese Linie der reinigenden Religionskritik von den Propheten über Jesus zu Luther und Zwingli, nun *nicht* bis zu diesem unseligen Chefredaktor der dänischen Zeitung ziehen, diesem Biedermann, der zünseln wollte. Einfach deshalb, weil unsere Propheten, auch Jesus, auch Zwingli, auch heutige theologische Kritiker immer nach Innen kritisierten, kritisieren mussten, weil sie dazugehören und ihnen die Sache so wichtig war. Sie kritisieren, weil die kritisierte Sache sie selbst betrifft, weil sie sie reinigen wollen, und nicht, weil sie andere beleidigen und schmähen wollen. Prophetische Kritik ist immer Kritik nach Innen, Kritik von jemandem, der mit den anderen zusammen eine Grundlage teilt und deshalb den Mut aufbringt, mit gesalzenen Worten eine Sache an die Öffentlichkeit zu bringen. Nie ging und nie darf es darum gehen, zum Fenster hinaus eine fremde Glaubensgemeinschaft zu diffamieren, indem man ihren Propheten lächerlich macht. Unbescholtene Muslims zu beleidigen, indem man von Aussen her ihren Propheten ins Lächerliche zieht und mit Gewalt zusammenbringt.

IV

Wir werden nicht lange darüber streiten müssen, dass die Krawalle, dass der Mord, dass die Brandstiftungen und alle Drohungen das böse Werk von fanatischen Islamisten und Scharfmachern darstellen. Dafür können wir kein Verständnis aufbringen, das müssen wir vielmehr scharf verurteilen.

Aber wir sollten als Christen einen *eigenen* Standpunkt einnehmen und uns *nicht* auf die Seite jener schlagen, für die die Pressefreiheit ein Blankoscheck zur Verhöhnung und Beleidigung anderer darstellt, die also hier nur von Pressefreiheit reden wollen. Ich glaube tatsächlich, dass wir die Meinungsfreiheit auch solcher Zünsler verteidigen müssen, aber gleichzeitig müssen wir unmissverständlich deutlich machen, dass wir mit solchen Verunglimpfungen einer ganzen Religionsgemeinschaft nicht einverstanden sind. Dass wir als Christen diese Art von negativer, giftiger Verhöhnung von religiösen Symbolen und Religionsführern Andersgläubiger als unmoralisch nicht akzeptieren, auch wenn wir sie rechtlich nicht verbieten können und wollen.

Und dies einfach deshalb, weil damit nicht nur Ideen und Traditionsgüter attackiert werden, sondern ganz konkrete Menschengruppen; weil damit ihre Religion in einer bestimmten Weise öffentlich diffamiert wird und sie damit symbolisch zum Abschuss freigegeben wird.

Deshalb sollten wir Christen, besonders jetzt, wo wir wieder zu einer gesellschaftlichen Minderheit werden, in unseren europäischen Öffentlichkeiten auf eine andere Weise Salzkörner sein. Wir sollten für eine Kultur der Achtung an-

derer eintreten, Muslime nicht einfach und unbesehen mit Extremisten identifizieren, ihren Propheten nicht einfach in diese Ecke stellen.

Damit bleiben alle unsere interreligiösen Fragen und Diskussionspunkte, damit bleibt auch die Kritik an der bei Muslimen oft fehlenden Selbstkritik, an der fehlenden Trennung von Religion und Politik bestehen, auch die Kritik an der Behandlung der Frauen. Aber das sind Punkte, die wir auf eine andere Weise vorbringen müssen, wenn wir nicht wollen, dass es zu einer Spaltung kommt, zu dem kommt, was Extremisten beider Seiten anstreben.

V

Vielleicht hat Jesus deshalb das Wort vom Salz nicht alleine stehen lassen, sondern ihm das Wort vom Licht zugesellt: *Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein.* Denn dies ist wahrlich kein Spruch aus der Werbeabteilung, sondern ein Hinweis darauf, dass Christen zu Klärungen mithelfen müssen, die so wirken, wie Licht wirkt, nämlich ohne Druck, ohne Zwang, ohne Schärfe, sondern in Freiheit, nur mit dem Mittel der Erhellung: Wo helles Licht hinkommt, ist die Dunkelheit verschwunden. Normales Licht greift, mal abgesehen von Intensivstformen von Licht und lichtempfindlichen Materialien, keinen Gegenstand an – es klärt auf, leuchtet Unebenheiten aus, hilft bei der Orientierung. Plötzlich werden gangbare Wege sichtbar, wird Verständigung und Versöhnung möglich. Diese Art von Licht riskiert schon auch etwas, wenn sie sich statt unter den Scheffel auf den Leuchter stellt. Man wird sichtbar, angreifbar. Aber schliesslich zündet man ja *auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel... so leuchtet es allen, die im Hause sind.*

Liebe Gemeinde – ich höre in diesen beiden Bildworten eine ganz konkrete, aber nicht einseitige Anweisung: Als Christen, als christliche Kirchen sollten wir zu unserer freien, aufgeklärten Kultur stehen, in der auch Dinge mit Witz und salziger Schärfe und Ironie gesagt und dargestellt werden dürfen – das ist eine Errungenschaft unserer Kultur. Jede Kultur braucht für ihre Selbstreinigung solche Mittel. Deshalb sollten wir auf den Ruf nach Verboten, nach Repressionen und schon gar nicht auf Druckversuche von Aussen eintreten.

Aber mit deutlicher Stimme sollten wir jene kritisieren und uns von ihnen auch distanzieren, denen es nicht um Selbstkritik, sondern um Schmähung und Verletzung anderer geht. Jene, die meinen, sie hätten das Recht – de iure mögen sie es haben, aber ethisch-moralisch haben sie es nicht – *alles* zu sagen, und dabei für den ganzen Westen und seine Kultur zu sprechen.

Die evangelische Botschaft und die Predigt Jesu handeln nicht vom Leben und von den Fehlern anderer, sondern von unserem eigenen Leben; davon, wie wir zusammenleben und uns das Leben dabei schwer oder leicht machen. Sie handeln einem barmherzigen und liebenden Gott, einem Gott, dessen Kraft in der Versöhnung und im Frieden liegt. Sie handeln davon, dass dieser Gott bereit war, um der Wahrheit und der Versöhnung aller willen sogar bis ins Leiden, ja bis ans Kreuz zu gehen. Diese Botschaft sollen wir auf den Leuchter stellen, mit allen einfachen und raffinierten Mitteln leuchten lassen.

Amen



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

26. Februar 2006

Zuerst das Fest, dann die Moral

Einer der Gäste sagte zu Jesus: Selig, wer im Reich Gottes am Festmahl teilnehmen darf. Darauf antwortete Jesus ihm (mit folgender Geschichte): Ein Mann veranstaltete ein großes Festmahl und lud viele dazu ein. Als das Fest beginnen sollte, schickte er seinen Diener und ließ den Gästen, die er eingeladen hatte, sagen: Kommt, es steht alles bereit! Aber einer nach dem andern ließ sich entschuldigen. Der erste ließ ihm sagen: Ich habe einen Acker gekauft und muß jetzt gehen und ihn besichtigen. Bitte, entschuldige mich! Ein anderer sagte: Ich habe fünf Ochsespannen gekauft und bin auf dem Weg, sie mir genauer anzusehen. Bitte, entschuldige mich! Wieder ein anderer sagte: Ich habe geheiratet und kann deshalb nicht kommen. Der Diener kehrte zurück und berichtete alles seinem Herrn. Da wurde der Herr zornig und sagte zu seinem Diener: Geh schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt und hol die Armen und die Krüppel, die Blinden und die Lahmen herbei. Bald darauf meldete der Diener: Herr, dein Auftrag ist ausgeführt; aber es ist immer noch Platz. Da sagte der Herr zu dem Diener: Dann geh auf die Landstraßen und vor die Stadt hinaus und nötige die Leute zu kommen, damit mein Haus voll wird. Das aber sage ich euch: Keiner von denen, die eingeladen waren, wird an meinem Mahl teilnehmen..

Lukasevangelium 14.15-24

Liebe Gemeinde

Vielleicht überrascht es Sie, vielleicht auch nicht: Aber eines der wichtigsten Zukunfts- und Hoffnungsbilder in unserer Religion ist das Festessen, an dem ganz verschiedene Menschen teilnehmen. Wer sich das Gottesreich nur als halbelujasingende Langeweile in einem riesigen Wolkentempel vorstellt, den darf man getrost darauf hinweisen, dass in der Offenbarung Johannes davon nirgends die Rede ist. Vielmehr heisst es, dort werde es *keinen* Tempel geben, von Wolken steht nichts, sondern von einer neuen Stadt, und Jesus selbst spricht an mehreren Stellen von einem Festmahl, durchaus nicht langweilig.

Und wenn Jesus sagt, das Reich Gottes ist mitten unter euch, so wird deutlich, dass es mit diesen einfachen Vorstellungen ohnehin nicht aufgeht: Das Gottes Reich ist dort, wo unsere Welt transparent wird für die Ewigkeit – und deshalb dieses weltliche Bild vom Festmahl, vom Teilen, vom Feiern.

I.

Vielleicht überrascht Sie das, denn unser christliches Selbstverständnis ist eher vom Genussverzicht, von einer asketischen und ziemlich moralischen Grundstimmung geprägt. Schön brav sein, nicht über die Stränge schlagen, das Leben nicht allzu sehr geniessen, eher gedämpft als ausgelassen und fröhlich sein.

Aber eben, wenn man Jesus selber zuhört, dann merkt man, wie oft er von Festen spricht, von Hochzeitsfeiern, von Festessen und fröhlichen Gelagen. Und das wiederum gefällt mir selber ausserordentlich. Nicht nur, weil ich gerne Feste feiere mit allem Drum und Dran, sondern weil es ein inspirierendes Bild ist für gelingendes Leben.

Ich weiss nicht, was Ihnen da einfällt, aber wenn ich an gelungene Feste zurückdenke, so erinnere ich mich an Gespräche, an eine gute Stimmung, an eine Atmosphäre, wo ich es mit vielen Leuten zusammen gut hatte, wo alle Anwesenden ein vereinigendes Band spürten. Dieses Band kann eine Band sein, gute Musik, aber auch eine gute Rede. Wichtig ist, glaube ich, dass Menschen neben dem Essen und Trinken etwas teilen, sich gemeinsam über etwas freuen. Und genau diese geteilte Freude ist der Kern der Sache. – Das ist das Geheimnis gelingender Feste, und vielleicht eben auch das Geheimnis eines gelingenden Lebens.

Offenbar war Jesus in dieser Hinsicht so wenig zurückhaltend, dass gewisse Leute schon damals äusserst irritiert waren und meinten, ihn deswegen als Fresser und Säufer bezeichnen zu müssen. Er reagiert auf seine gelassene Weise mit einer Geschichte: Er vergleicht diese Kritiker mit Kindern, die andern Kindern auf dem Marktplatz zurufen: wir haben Hochzeitslieder gespielt, und ihr wolltet nicht tanzen, wir haben Klagelieder gespielt, und ihr wolltet nicht weinen --- als Johannes der Täufer als Asket kam, da habt ihr gesagt, er ist besessen, wenn ich esse und trinke und feiere, dann sagt ihr, ich sei ein Fresser und Säufer (Matt. 11,19).

II.

Weil er nun eine Frohe Botschaft zu verkünden hat, so bleibt er dabei und predigt vom tieferen Fest des Lebens. In unserer Gesellschaft dominieren, wenn ich recht sehe, andere Bilder vom Leben: Für viele Menschen scheint das prägende Bild zu sein: Das Leben ist ein Kampf, man muss sich gegen alle durchsetzen und möglichst viel sichern, das allein bringt Glück und Sicherheit. Ein verwandtes, etwas sportlicheres, aber vielleicht nicht glücklicheres Bild: Das Leben ist ein Rennen, man muss schauen, dass man eine gute Startposition bekommt und genug Energie hat, um andere überholen zu können.

Sicher treffen diese beiden Bilder Teilaspekte unserer Erfahrung, aber wenn wir uns fragen, wo unser Leben wirklich transparent wird für die Ewigkeit, wo es die Tiefe und Breite menschlicher Erfahrung festhält, dann sind es einseitige Bilder. Sie scheinen mir eng und traurig gegenüber diesem anderen Bild vom Fest, zu dem wir alle eingeladen sind, an dem man mit anderen zusammen teilnimmt, wo Essen und Gespräche und Geschichten und Glück geteilt werden. Denken wir nur einmal kurz daran, was wir alles geschenkt bekommen, was wir durchaus nicht erkämpft haben, was wir nicht ersprintet und uns auch nicht gekauft haben: Wie viel an guten Worten und Gedanken von Eltern, Lehrerinnen, Nachbarn, Freunden und Zufallsbekanntschaften unser Leben bereichert, ein Lächeln hier, ein aufmerksamer Blick oder ein guter Rat dort. Vergewärtigen wir uns nur eine Sekunde, wie unendlich viel in unserem Leben

sozusagen einer dauernden Einladung gleichkommt: frische Luft, gutes Wasser, Vogelgesang, Abendstimmungen, ja eigentlich alles, was wir mit dem seltsamen Begriff Umwelt umschreiben, als ginge es nur darum, sie ein wenig zu verschmutzen oder ein wenig zu schützen.... Der Schriftsteller Frederick Buechner, auf den ich schon ein-zwei Mal hingewiesen habe, sagt in einem Büchlein, dass Geiz und Gier auf der mathematischen Binsenwahrheit gründeten: Je mehr man kriegt, desto mehr hat man. Der Satz Jesu „Geben ist seliger denn Nehmen“ (Apg 20.35) aber gründe in der menschlichen Wahrheit: Je mehr du aus Liebe gibst, desto reicher wirst du selbst. Ich glaube, dass das auch ein Beitrag zum Thema des Lebensfestes ist.

Und deshalb diese Präsenz der Festbilder, wenn Jesus vom wahren Leben spricht, und das hat den Christen eine andere Perspektive auf ihr Leben gegeben. Aber Jesus liebt es, nicht nur die Sonnenseite des Lebens zu betrachten, er greift dieses Bild auch auf, wenn es darum geht, auf Schwieriges zu sprechen zu kommen. Und davon handeln die beiden Geschichten bei Lukas im 14. Kapitel seines Evangeliums. Beide handeln von einem Festmahl.

III.

Im ersten Teil des Kapitels geht es um die Tischordnung, um die Verteilung des Ansehens beim Festmahl: Wer zuoberst sitzt, und wer sich hinaufdrängt und dann wieder unten Platz nehmen muss. Jesus spricht davon, dass Anerkennung nicht etwas ist, was man sich selber geben kann, sondern zugesprochen bekommt – und er weitet dann den Blick und sagt: Ladet nicht nur Leute ein, die reich sind und Ansehen haben, von denen ihr etwas erwartet, sondern auch Arme und Bedürftige, denn Freude hat etwas mit Teilen zu tun.

Einer, der Jesus zuhörte, realisiert sogleich den Zusammenhang und sagt: *Selig, wer im Reich Gottes am Festmahl teilnehmen darf.* Und das ist nun der Anlass für das zweite Gleichnis: Auf dem Hintergrund dieses positiven Bildes vom Lebensfest erzählt Jesus, wie Menschen zu einem grossen Festmahl eingeladen sind. Offensichtlich hatten alle positiv reagiert, und nun, wo der Gastgeber seinen Diener nochmals ausschickt, um alle daran zu erinnern, erhält er lauter Absagen. Und alle diese Absagen sind auf den ersten Blick ja so plausibel: Da hat einer ein neues Grundstück und muss es unbedingt ansehen, da hat ein anderer Ochsen gekauft und muss sie nochmals anschauen, da hat einer sich mit einer Frau vermählt und will sie nicht allein lassen – alles plausible Ausreden – Grundbesitz, Geschäft, Liebe, aber im Licht der grossen Einladung ist es irgendwie seltsam, dass das ausgerechnet jetzt sein muss.

Aber so geht es im Leben, wenn es sich um die wirklich wichtigen Dinge handelt, wenn es darum geht, ob unser Leben transparent für die Ewigkeit werden soll, dann schieben sich plötzlich die kleineren Dinge mit grosser Dringlichkeit dazwischen, dann ist zwar das Fest an sich schon schön und gut, aber im Moment hat jeder noch diese und jene Privatangelegenheit. Und genau das ist es, worauf Jesus mit seinem Gleichnis hinauswill: Seinen Jüngern gegenüber, die ihm nachfolgen, die doch wissen, worum es geht, ihnen gegenüber

predigt er das; es ist ein kritisches Gleichnis, das nicht nach aussen gerichtet ist, sondern an jene, die seinem Evangelium vertrauen.

IV.

Und vermutlich hat das Gleichnis Jesu hier geendet. Hier, an diesem Punkt, wo es Klick machen sollte: Ja, so sollte jede und jeder bei sich denken, irgendwie wäre es sinnvoll, über die richtigen Bilder im Leben und über die richtigen Relationen nachzudenken. Darüber zu sinnieren, was nun eigentlich wirklich zählt im Leben, was an Kleinerem, an Geschäften und Familiärem man getrost auch auf Später verschieben könnte, damit das Wichtige – dieses Festmahl des Lebens – nicht verpasst wird.

Vielleicht aber auch nicht, vielleicht gehört der zweite Teil des Gleichnisses mit dazu, wo der Hausherr nun seinen Knecht nochmals auf die Strassen schickt und alle, die es nicht so gut haben, einlädt. Vielleicht bekommt hier dieses Bildes vom Festmahl erst seine grössere Tiefe: Weil es nicht irgendein Fest ist, sondern letztlich Gottes Fest, zu dem alle Menschen eingeladen sind. Im Lukasevangelium jedenfalls ist die Anspielung auf das Abendmahl nicht zu übersehen.

Die wichtigste Feier unseres Glaubens entspringt einem feierlichen Essen, dem letzten Passahmahl, das Jesus mit seinen Jüngern feierte. Nach Karfreitag und nach Ostern begannen die Jünger es wieder zu feiern, als Gedächtnisfeier, als Feier des Dankes dafür, dass Gott selbst in diesem Jesus von Nazareth auch die dunklen Seiten des Leidens und des Todes auf sich genommen hatte, damit wir versöhnt leben können. Und deshalb war es den Aposteln dann so wichtig, dass diese Gemeinschaft des Essens ohne alle Schranken gepflegt wurde. Das war ja nicht unumstritten in der Urgemeinde: Müssten nicht alle zuerst das Gesetz halten, auch die Reinheitsvorschriften, also zum Volk Gottes gehören? Nein, sagte Paulus, nach Ostern sind alle einladen zu diesem Fest, weil es das Fest der Versöhnung ist. Und von diesem Glauben und von dieser Feier aus ging eine Dynamik in die Welt – keine Familiengrenzen, keine sozialen Grenzen und keine Volksgrenzen, auch keine Religionsgrenzen sollten daran hindern, an diesem Fest des Lebens, zu dem uns Gott einlädt, teilzunehmen.

V.

Und von da aus gesehen bekommt dieses Bild, dass der Diener nochmals auf die Strassen eilt und alle einlädt, eine neue Farbe. Dann sind es *nicht* die Zweitbesten, die nachher als Ersatzleute sozusagen auch noch Eingeladenen, sondern dann spiegelt es die Erfahrung der jungen christlichen Gemeinde, dass alle Menschen eingeladen sind, ob sie nun erfolgreich oder nicht so erfolgreich, ob sie nun fromm oder nicht so fromm, ob sie nun vom Leben Gezeichnete oder vom Leben Begünstigte sind: Alle sind eingeladen, weil dies der Weg und der Wille Gottes ist. Vielleicht erstaunt es Sie immer noch, aber eines der wichtigsten Zukunfts- und Hoffnungsbilder in unserem christlichen Glauben ist wirklich das Festmahl, zu dem alle Menschen von Gott eingeladen sind. Und deshalb denke ich mir manchmal: Ein wenig festlicher könnte es bei uns schon zugehen. Amen.



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

12. März 2006

Aber wer ist mein Nächster?

Da stand ein Gesetzeslehrer auf, und um Jesus auf die Probe zu stellen, fragte er ihn: Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? Jesus sagte zu ihm: Was steht im Gesetz? Was liest du dort? Er antwortete: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deiner Kraft und all deinen Gedanken, und: Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst. Jesus sagte zu ihm: Du hast richtig geantwortet. Handle danach, und du wirst leben. Der Gesetzeslehrer wollte seine Frage rechtfertigen und sagte zu Jesus: Und wer ist mein Nächster?

Darauf antwortete ihm Jesus: Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab und wurde von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn aus und schlugen ihn nieder; dann gingen sie weg und ließen ihn halbtot liegen. Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab; er sah ihn und ging weiter. Auch ein Levit kam zu der Stelle; er sah ihn und ging weiter. Dann kam ein Mann aus Samarien, der auf der Reise war. Als er ihn sah, hatte er Mitleid, ging zu ihm hin, goß Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein Reittier, brachte ihn zu einer Herberge und sorgte für ihn. Am andern Morgen holte er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme. Was meinst du: Wer von diesen dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde? Der Gesetzeslehrer antwortete: Der, der barmherzig an ihm gehandelt hat. Da sagte Jesus zu ihm: Dann geh und handle genauso!

Lukasevangelium 10.25-37

Liebe Gemeinde

Weshalb nur stellen wir solche Fragen, die keine wirklichen Fragen sind? Sondern eben kleine Tests, eingepackt in die äusserlich gesehen so höfliche Form einer Frage? Fragen, bei denen wir die Antwort schon zu wissen meinen. Genau wie dieser Theologe, dieser Gesetzeslehrer, der Jesus auf die Probe stellen will und ihn fragt: Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? An sich *die* zentrale Frage unseres Lebens, die Frage des Glaubens nach dem richtigen Leben und nach dem Bleibenden.

Aber eben – der Theologe meint es nicht wirklich ernst, er macht mit Jesus einen Test, will von ihm etwas hören, um ihn nachher vielleicht nachweisen zu können, dass er nicht richtig glaube... Jesus lässt sich dadurch nicht in die Defensive drängen, er tut das einzig Richtige, er stellt nämlich eine Gegenfrage; das deblockiert, bringt das Gespräch erst in Gang – eine unerschrockene Geistesgegenwart, die tief in der jüdischen Kultur drinsteckt. Die klassische Geschichte dazu kennen Sie vielleicht: Fragt einer einen Juden: «Warum antwortet ihr immer mit einer Gegenfrage?» Worauf der antwortet: «Warum nicht?»

Und so antwortet auch Jesus dem theologischen Gesetzeslehrer mit einer Gegenfrage: «Was steht im Gesetz?»

Jetzt kommt ein Gespräch in Gang. Denn der Theologe fasst nun, seinerseits geistesgegenwärtig, knapp und präzise das Glaubensbekenntnis Israels zusammen: Gottes- und Nächstenliebe lautet es, und er tut das mit zwei Kernzitaten aus 5. Mose 6,5 und 3. Mose 19,16: *Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deiner Kraft und all deinen Gedanken – und damit unauflöslich verbunden: Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst.*

Handle danach, kommentiert Jesus, und du wirst leben!

Jetzt hat diese ungute Ausfragerei ein Ende, beide reden wirklich miteinander, denn der Theologe stellt nun eine *echte Frage: Aber wer ist mein Nächster?* Es ist eine echte Frage, weil das im Konkreten nämlich gar nicht so einfach ist. Für Sonntagsreden eignet sich das Motto «Nächstenliebe, nicht nur Selbstliebe» vorzüglich, klingt grossartig, aber wenn es konkret wird? Dann wird es schwieriger.

Und oft legen wir diese Nächstenliebe deshalb auch ganz pragmatisch aus: Es betrifft nur die, die uns räumlich und menschlich am nächsten sind. Die, die wir ohnehin lieb haben, mit ihnen in familiären oder freundschaftlichen Verhältnissen verbunden sind. Von denen wir sicher sind, dass unsere Liebe auch auf Gegenliebe stösst, unsere Gaben auf Gegengaben. Wenn man das so auslegt, vereinfachen sich viele Fragen. Es hat den grossen Vorteil, dass es auch konkret ist, konkret im Alltag immer wieder bewährt werden muss. Die Nächsten sind die, denen wir auch wirklich nahesind, mit ihnen zusammenleben, das ist das Feld der Bewährung. Deshalb ist in vielen Kulturen auch dieser Unterschied stark betont – der Unterschied zwischen den Eigenen und den Fremden. Am differenziertesten in der konfuzianischen Ethik: Hier ist die Solidarität und Nächstenliebe ganz fein abgestuft, von Familien über Sippen zu Stadtgemeinden und darüber hinaus in grössere Einheiten, mit abnehmendem Stärkegrad. Und es steckt eine Erfahrung dahinter: Dass nämlich Leute, die immer nur pauschal und generell von Solidarität reden, von Menschenliebe so ganz im Allgemeinen, dann oft im Konkreten durchaus nicht solidarisch und nächstenlieblich sind.

Aber – es steckt auch eine furchtbare Gefahr darin, wenn man diese pragmatische Auslegung wählt: Wenn der Nächste nur der oder die ganz Nahe ist, dann bekommt der Familien- und Sippenegoismus einen Heiligenschein: Klar, Nächstenliebe, aber nur bis hierher und nicht weiter, bis zu den Grossonkeln und nicht weiter, bis zu den Grenzen unserer schönen Schweiz und nicht weiter – und das in Zeiten intensivster globaler Wirtschaftsbeziehungen!

Der Zürcher Philosoph Georg Kohler hat diese Gefahr angesprochen, indem er eindringlich auf die Gefahr hinwies, wenn nämlich Menschlichkeit, Nächstenliebe davon abhängt, dass die Menschen nicht zu weit weg sind. Er tut das mit einem Hinweis auf den Film von Carol Reed „The Third Man“, dessen

Hauptperson, der Gauner Harry Lime, im kriegszerbombten und von Not gezeichneten Wien mit verfälschtem Penicilin handelt: Menschen sterben daran, Kinder werden debil, eine abscheuliche Sache. Ein Jugendfreund stellt ihn zur Rede – und zwar auf dem Riesenrad in Wiener Prater. Die Schlüsselszene, wie dieser charmante Verbrecher, gespielt von Orson Welles, auf die winzigen Menschenpünktchen unten am Riesenrad deutet und fragt: «Würdest du wirklich Mitleid empfinden, wenn eines dieser Pünktchen aufhörte zu laufen – für immer? Und wenn ich dir 20'000 Pfund offerierte für ein Pünktchen, das nicht mehr weiterläuft, würdest du dann ohne Zögern sagen, ich soll mein Geld behalten?»

Ja, das ist die Kernfrage: Ist Nächstenliebe eine Frage der Distanz? Erschütternd und realistisch, weil wir aus der Geschichte immer wieder Beispiele kennen, wie Menschen zu Pünktchen gemacht wurden, zu Ungeziefer, zu Abschaum – in Zürich spielt eine Partei wieder mit solcher Sprache...

Und deshalb erzählt Jesus nun sein Gleichnis vom Nächsten, seine Geschichte des Unbekannten, der zwischen Jerusalem und Jericho überfallen und ausgeraubt wird und schwer verletzt daliegt, und ein Priester kommt zufällig vorbei, sieht ihn, geht aber weiter – hat er Angst, hat er zuviel zu tun? Ist ein Verletzter vielleicht unrein? Er geht weiter. Dann kommt ein Levit, auch er sieht ihn und – und auch ihm wird einiges durch den Kopf gegangen sein – und er geht weiter. Schliesslich der Samariter, Mitglied eines mit den Juden verfeindeten Volkes, er sieht ihn, hat Erbarmen, pflegt mit dem, was er gerade hat, dessen Wunden, bringt ihn zum nächsten Gasthof, hinterlässt sogar noch Geld für die Pflege – und eigentlich wäre nun die Frage von Jesus gar nicht mehr nötig: *Wer von diesen dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde?* Er will dem Theologen einfach den Ball wieder zu spielen...und sagt dann: Gehe hin, und handle ebenso.

Nun könnten wir uns alle, könnte auch ich mich bei dieser richtigen Antwort beruhigen und sagen: Jetzt wissen wir es, der Nächste ist der konkrete Nächste. Und uns vielleicht drüber freuen, dass Jesus ausgerechnet einen Samariter als wirklich mitmenschlichen, solidarischen Zeitgenossen hinstellt. Und so auch mitnehmen, dass es nicht um diese Trennung von uns Nahen und Fernen gehen kann, sondern um konkrete Hilfe. Aber so einfach ist es nicht.

Denn wenn ich ehrlich bin, so wollte ich zuerst in meiner Predigtreihe dieses Gleichnis auslassen. Denn natürlich frage ich mich oft: Bin ich nicht genau dieser Priester, der auch von Jerusalem nach Jericho hinuntereilt und immer so wichtige Dinge zu tun hat, seine Predigt noch schreiben muss, eine Sitzung hat, ein Gespräch abgemacht hat – und dann an dem armen Verletzten vorbeieilt? Etwa dann, wenn ich mich nach zehn Telephonaten wirklich konzentrieren sollte, und dann klingelt es, ein Bettler steht vor der Türe, und will Geld. Nun, es ist nicht die genau gleiche, aber doch irgendwie eine verwandte Situation:

Ein konkreter Nächster. Und wenn ich dann merke, es ist wieder derselbe Mann, der seine Tour macht, immer die gleichen erfundenen Geschichten erzählt, immer auch dieses ein wenig würdelose Betteln, der schon letzte Woche da war und im Männerheim ein Dach über dem Kopf und Essen hat... Und dennoch: Bin ich nicht genau dieser Priester, der vorbeieilt? Und vielleicht geht es Ihnen manchmal auch so mit Bettlern. Dieses moralische Gefühl, das schlechte Gewissen, aber daneben der Ärger, dass man ja oftmals überhaupt nicht helfen kann, der Gedanke, dass diese Menschen ja auch sich selbst verlieren, dass es auch organisierte Bettelei gibt, die mit dem schlechten Gewissen ein Geschäft macht.

Diese Geschichte ist mir deshalb so unangenehm – sie irritiert mich, denn meist gehe ich unwillig an die Türe, meistens gebe ich – kein Bargeld, sondern einen Migros-Gutschein, um mich loszukaufen – manchmal aber muss ich auch klar sein und sagen: Sie können nicht schon wieder kommen, erst in drei Wochen wieder. Bin ich dann wirklich der vorbeieilende Priester? Manchmal ist der ganz konkrete Mensch aber auch in einer solch schwierigen Situation, dass ich die unwahre Geschichte wegstecke und etwas gebe, einfach weil er in seinem Drogenelend diese Abweisung nicht auch noch brauchen kann. Aber ist das Hilfe?

Jesus spricht klar von einem Überfallenen, und vielleicht muss man wirklich differenzieren können. Vielleicht ist es manchmal auch nötig, sich auf dieses doch irgendwie falsch-moralische Spiel mit dem schlechten Gewissen nicht einzulassen, wenn man nicht wirklich helfen kann. Aber im Kern stupft und drängt mich das Gleichnis doch, mich in meinem Pragmatismus und meinen Ausreden nicht einzurichten, sondern jedes Mal hinzuschauen, ob es vielleicht wirklich jemand ist, der mich nun braucht, wirklich ein Nächster.

Vor allem aber spricht daraus ein Gottesglaube, für den alle Menschen Gottes Geschöpfe sind, ein Glaube, für den die gröberen oder feineren Arten, plötzlich nur noch schwarze Pünktchen statt Menschen sehen zu wollen, keine Option ist. Es spricht ein Glaube daraus, der eine manchmal beunruhigend weite Perspektive hat, die uns zu überfordern scheint; die uns aber – bei aller Nüchternheit, bei allem notwendigen Pragmatismus – doch in eine Bewegung hineinnimmt, welche die Bewegung Gottes ist: Gottes- und Nächstenliebe gehören zusammen, weil Gott ein Gott der Liebe und Versöhnung ist.

Irgendwie bin ich dankbar für dieses biblische Gespräch, in dem aus einer falschen Ausfragerei ein wirkliches Gespräch wurde, dankbar für dieses Gleichnis, das mich nicht in Ruhe lässt und damit vielleicht bei mir und auch bei Ihnen etwas auslöst, nämlich über Nächste und Ferne, über Nähe und Distanz, über Menschen und schwarze Pünktchen, über Pragmatismus und konkrete Mitmenschlichkeit nochmals nachzudenken.

Amen



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

19. März 2006

Glücksbilder und fromme Wünsche

Weiter sagte Jesus: Ein Mann hatte zwei Söhne. Der jüngere von ihnen sagte zu seinem Vater: Vater, gib mir das Erbteil, das mir zusteht. Da teilte der Vater das Vermögen auf. Nach wenigen Tagen packte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land. Dort führte er ein zügelloses Leben und verschleuderte sein Vermögen. Als er alles durchgebracht hatte, kam eine große Hungersnot über das Land, und es ging ihm sehr schlecht. Da ging er zu einem Bürger des Landes und drängte sich ihm auf; der schickte ihn aufs Feld zum Schweinehüten. Er hätte gern seinen Hunger mit den Futterschoten gestillt, die die Schweine fraßen; aber niemand gab ihm davon. Da ging er in sich und sagte: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben mehr als genug zu essen, und ich komme hier vor Hunger um. Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein; mach mich zu einem deiner Tagelöhner. Dann brach er auf und ging zu seinem Vater. Der Vater sah ihn schon von weitem kommen, und er hatte Mitleid mit ihm. Er lief dem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Da sagte der Sohn: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein. Der Vater aber sagte zu seinen Knechten: Holt schnell das beste Gewand, und zieht es ihm an, steckt ihm einen Ring an die Hand, und zieht ihm Schuhe an. Bringt das Mastkalb her, und schlachtet es; wir wollen essen und fröhlich sein. Denn mein Sohn war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und sie begannen, ein fröhliches Fest zu feiern. Sein älterer Sohn war unterdessen auf dem Feld. Als er heimging und in die Nähe des Hauses kam, hörte er Musik und Tanz. Da rief er einen der Knechte und fragte, was das bedeuten solle. Der Knecht antwortete: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das Mastkalb schlachten lassen, weil er ihn heil und gesund wiederbekommen hat. Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater aber kam heraus und redete ihm gut zu. Doch er erwiderte dem Vater: So viele Jahre schon diene ich dir, und nie habe ich gegen deinen Willen gehandelt; mir aber hast du nie auch nur einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte. Kaum aber ist der hier gekommen, dein Sohn, der dein Vermögen mit Dirnen durchgebracht hat, da hast du für ihn das Mastkalb geschlachtet. Der Vater antwortete ihm: Mein Kind, du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein. Aber jetzt müssen wir uns doch freuen und ein Fest feiern; denn dein Bruder war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.

Lukasevangelium 15.11-32

Liebe Gemeinde

Was ist der Mensch? Naturwissenschaftler und Mediziner sagen uns: Ein recht komplexes System von Molekülen, und wenn man dieses hinreichend erforscht und die Gene richtig analysiert hat, dann weiss man, was der Mensch ist und was ihn steuert. Aber es gibt auch eine andere Sicht auf den Menschen. Diese sagt: Wenn du den Menschen wirklich verstehen willst, wenn du die Abenteuer und Katastrophen seines Lebens verstehen willst, dann muss du ihn als Wesen begreifen, das tiefe Wunschbilder und Mythen in sich trägt, nach denen er lebt. Sie sind es, die ihn steuern!

Dass diese «weiche» Beschreibung des Menschen ebensoviel für sich hat wie die scheinbar so objektive, naturwissenschaftliche, das zeigt ein Blick auf die Plakatwände oder in Kinofilme und Fernsehshows: Hier wird gezeigt und ge-

spielt, was Menschen für Wunschbilder haben von ihrem Leben. Hier werden die tiefsten Wünsche gespielt und gezeigt, und – machen Sie einen Selbstversuch: Gehen wir nicht hin, sind wir nicht fasziniert? So wie diese starken Männer und schönen Frauen möchten wir sein, diese Kraft und dieses Glück möchten wir erleben. Hier sehen wir die Mythen und Heldensagen unserer Zeit.

Ja, wenn wir die Kinomythen betrachten, sind es oftmals Geschichten von Kraft, Abenteuer, Gefühlen und vollem Leben. Geradezu archetypisch der einsame Held, der in die Welt hinausstürmt, Gefahren und Prüfungen meistert und erfolgreich, strahlend heimkehrt. James Bond, der sozusagen alleine gegen das Reich der Finsternis kämpft, noch nach dem schärfsten Feuerwechsel im faltenlosen Anzug, lächelnd, eine oder zwei schöne Frauen am Arm. Es sind, wenn wir die Werbung betrachten, Bilder der Intensität: Feste, Lachen, Gefühle, Erotik, Erleben – hier liegen offensichtlich die tiefsten Sehnsüchte des Menschen, seine Wunschbilder.

*

Und jetzt sollten wir einen Fehler nicht machen: Nämlich säuerlich daneben stehen und von Illusion und Betrug sprechen. Zu oft haben religiöse Menschen, Christen so reagiert, immer etwas miesepeterig (mit meinem Namen darf ich diesen Ausdruck benutzen, nicht?). Nein, sie sind nicht durchaus schlecht, diese Wunschbilder. Was soll partout schlecht daran sein, wenn man sein Leben in grossen Intensitäten führen möchte, wenn man Prüfungen und Gefahren bestehen möchte, wenn man Liebe und Schönheit wirklich erfahren will? Ist unsere Bibel nicht auch voll von solchen Wunschbildern, vom Wunschdenken? Wie könnten wir über Gottes Reich sprechen und nicht sehen, dass die Realität nicht ganz danach aussieht, dass da viel Glaube und Wünsche drinstecken?

Nun muss man weder ein zweiter Don Quijote noch ein grosser Philosoph sein um zu wissen: Eher öfters als selten laufen wir falschen Bildern und Illusionen hinterher, manche Träume sind besser als andere, manche stürzen uns in Probleme und zielgenau in Sackgassen. Und deshalb ist es so wunderbar, dass die Bibel auch Geschichten und Gleichnisse hat, die auf eine menschenfreundliche Weise die Realität einführen: Wie zum Beispiel in diesem Gleichnis vom verlorenen Sohn.

*

Wunderbar, weil es eine ironische Heldengeschichte ist: Da will ein junger Geselle nicht sein ganzes Leben in der Familienstube verbringen. Hat er nicht recht? Er will das Leben erfahren, sucht Glück und Erlebnis – und marschiert mit seinem Erbteil hinaus in die Welt. Aber eben, vielen, ja den meisten geht es nicht wie James Bond, und auch nicht wie den Gauloise-Typen, die immer im Kreise lachender Freunde zu sehen sind. Durchaus moralinfrei erzählt dieses Gleichnis, wie der junge Mann sein Leben und sein Vermögen nicht im Griff hat, es deutet an, wie er statt wirklicher Liebe mit käuflichem Sex und Exzessen alles verjubelt und bald nichts mehr hat. Und als die Verhältnisse um ihn herum schwierig werden, landet er als hungriger Schweinehüter in der Misere – für die jüdische Welt damals ein drastisches Bild für Absturz, Unreinheit und

Gottesferne... Und jetzt sehnt er sich zurück nach dem geordneten Leben im Hause seiner Eltern, aber er getraut sich nicht, nachdem er Reichtum und auch sein Gesicht verloren hat, zuhause wieder anzuklopfen. Denn eines ist es, das Vermögen zu verjubeln, ein anderes, gravierenderes: seine Würde und sein Gesicht zu verlieren. Ja, das ist ein ironischer Kommentar auf die Wunschbilder, in die zu wenig Realität eingebaut ist: Geld, Erlebnis, schnelle Liebe, Erfolg – alles scheint so intensiv, so wunderbar, so prall voll von Leben! Aber wie steht es mit der Realität?

*

Dieser ironischen, aber nicht hämischen Geschichte unseres Helden stellt Jesus nun ein anderes ganz tief verankertes Bild entgegen: das der Heimkehr. Und jetzt wird deutlich, es ist ein Gleichnis, das die Verirrung des Menschen ganz generell zum Thema hat: Wie er von zwielichtigen Wünschen getrieben nicht das findet, was er sucht, sondern sein Leben verkachelt, und wie er dann festsetzt, festsetzt gerade auch in seiner Schande, weil er nun meint, nicht mehr zurückkehren zu können.

Diese Skizze einer realistischen Heldengeschichte zielt nun genau auf diesen schwierigen Punkt: Wie kommt man von diesen falschen Bildern weg, und wie löst man sich von der falschen Scham, vom falschen Bild, was Heimkehr bedeutet. Und hier gewinnt dieses Gleichnis seinen Glanz: Denn im Gleichnis dieses Vaters zeigt es die Reaktion Gottes: Nämlich kein Zögern, keine Vorwürfe, keine Moralpredigt, sondern Freude über die Rückkehr dessen, der sich verfehlt hat, über die Rückkehr dieses ironischen Helden. Es ist in seiner knappen Beschreibung ganz wunderbar, wie der Sohn zögerlich und voll Ängsten sich dem Elternhaus nähert – und mit offenen Armen empfangen wird, wie gleich ein Fest ausgerufen wird. Ja, da sind wir bei einer *anderen* Party angelangt – einige von Ihnen werden sich an Gleichnis vom Gastmahl erinnern –, einem wirklichen Fest, wo wirklich gefeiert wird, weil dieser Mensch zurück ist. Und jetzt könnten wir die Predigt beschliessen mit schönen Gedanken an diese «welcome-back-party».

*

Aber – so wie wir alle Elemente dieses jüngeren Sohnes und seiner Lebensmythen ins uns haben, so eben auch oder vielleicht noch stärker Elemente des älteren Sohnes, der zuhause geblieben war, immer treu gedient, immer brav dagewesen – und nun sauer und eifersüchtig ist auf diesen Jüngeren, der so herrlich empfangen wird. In einer unbekanntenen Kurzerzählung hat der Schweizer Dichter Robert Walser die Gefühle und Ressentiments dieses älteren Bruders beschrieben, so beschrieben, wie das eigentlich nur Robert Walser konnte:

Walser beschreibt, wie der Jüngere «abgedampft und fortgegendelt» sei und dann den «Rückzug» angetreten habe, dies alles aber dem Älteren, der «vor lauter Tüchtigkeit, Ordentlichkeit, Artigkeit» fast umgekommen sei, halt nicht gönnt gewesen sei... Und Walser fährt dann fort:

«Wenn vermutet werden darf, der Fortgelaufene habe das Fortlaufen ernstlich bereut, so wird nicht weniger vermutet werden dürfen, dass der daheim Geblie-

bene sein Daheimbleiben tiefer bereute, als er dachte. Wenn der verlorene Sohne innig wünschte, dass er lieber nie verloren gegangen wäre, so wünschte seinerseits der andere, nämlich der, der niemals weggegangen war durchaus nicht weniger innig oder vielleicht noch inniger, dass er doch lieber nicht beständig zu Hause geblieben, sondern lieber tüchtig fortgelaufen und verloren gegangen wäre, oder er sich auch ganz gern einmal gehörig würde haben heimfinden wollen.»

Was Robert Walser auf so präzise und witzige Weise anspricht, ist dies, dass der Ältere (dass sind eben auch wir) genau dieselben mythischen, unrealistischen Wünsche vom Leben in sich trägt wie der Jüngere, derentwegen dieser fortlief und sich verirrt. Und wie daraus ein Ressentiment wächst, eine Unfreudigkeit, eine Verklemmtheit, die peinlich ist, ein düsterer Moralismus statt einer wirklich gelebten, selbstbewussten Ethik, die man lebt, weil man weiss, dass sich das Leben mit ihr besser, schöner, menschlicher lebt als ohne, weil es uns wirklichen Wunschbildern vom Leben annähert.

Ja vielleicht erhellt uns dieser Walsertext auch das Elend unseres heutigen Christentums, dass wir oftmals missmutig moralisieren und irgendwie doch auf diese farbigen Mythen vom vollen Leben, von Kraft und Saft und Reichtum und Glamour schauen – nur eben verklemmt und unfrei, statt frei und lachend.

Weshalb reden wir nicht in aller Ruhe und Selbstsicherheit zusammen über die guten und nicht so guten Wunschbilder vom Leben, über Erfahrungen von Intensität, aber eben auch über Erfahrungen des Selbstverlustes und der Selbstzerstörung?

Was mir so gefällt an den Gleichnissen Jesu sind diese kräftigen und realistischen Bilder vom Leben, die deutlich machen wollen, wo Leben wächst und gedeiht, wo es sich verliert und verirrt. Und in allen präsent das Bild vom Gottesreich, das Bild von einem Leben, welches für das Göttliche transparent wird, weil es in Liebe gelebt wird, das für das Bleibende und Ewige durchscheinend wird, weil es im Zusammenklang mit Gott gelebt wird. Ja, das tiefste Wunschbild, wenn Sie mir dieses Wort erlauben, von einem Leben im Einklang mit Gott ist das Bild vom Gastmahl, vom Fest, von der gemeinsamen Feier, an dem geteilt und kommuniziert wird.

*

Nur andeuten kann ich noch – denn in einer einzigen Predigt lässt sich nicht alles sagen, aber wir gehen ja auf die Passionszeit zu, in der genau das zu Wort kommen wird, – dass diese Geschichte der Heimkehr des Menschen mit der Geschichte des Gottessohnes zusammenhängt, der in die Fremde, ins Leiden, ins Dunkel gegangen ist, damit wir Menschen den Weg zurück finden. Das ist gleichsam die tiefe Hintergrundgeschichte dieses Gleichnisses, eine Tiefengeschichte, die das Gleichnis zum Evangelium macht, zur Guten Botschaft von einem Gott, der uns – wohin wir uns auch immer verirrt haben mögen – mit Liebe empfängt, weil er unser aller Leben will. Amen.